Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 19 (1941-1942)

Heft: 9-10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BIBLIOTHEK

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XIX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 9/10 Febr./März 1942

Die Menschenwürde hört für uns nicht auf,
wenn der Mensch krank oder verkrüppelt
ist.
Auch nicht, wenn er staatenlos ist.
Wir kennen kein „lebensunwertes Leben"
und keine „humane Tötung"
Wir glauben nicht an Herrenmenschen und
reden nicht von Untermenschen
Wir schützen den Menschen als Gottes
Geschöpf. Th. Bovet.

Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

Altschweizerische Sprüche und Schwänke

Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von den Redaktoren d. schweiz. Idiotikons. Geb. Fr. 3.50

Das Büchlein ist eine wahre Fundgrube an Köstlichkeiten. Nationalzeitung, Basel

Der Freiheitskampf der eidg. Bundesgründer

Von Professor Dr. Karl Meyer
Mit 3 Abbildungen. Broschiert Fr. 1.80

Dem wichtigen Büchlein ist allergrößte Verbreitung zu wünschen. Bund, Bern

In allen Buchhandlungen erhältlich

Verlag Huber & Co. Aktiengesellschaft, Frauenfeld

Sprüngli *am Paradeplatz*

- *Apéritifs*
- *Light Lunch*
- *Nachmittagstee*

HÜBSCHE GESCHENKE

CHOCOLATS LINDT & SPRÜNGLI

Ecke Tannen-Clausiusstr. 2

So schreibt der echte

TINTENKULI

wie ein Bleistift, aber mit fließender Tinte! Er ermüdet Sie nicht und macht gute Durchschriften!

Preis Fr. 13.50

Wir führen den echten Tintenkuli mit dem roten Ring

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIX. Jahrgang, Heft 9/10 — Februar/März 1942
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstr. 48, Zürich 2
VERLAG: Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

Studentisch — Allzustudentisches!

Erlauschtes und Geschautes aus der Uni-Bar.

Militär.

Jeder spricht von seinen verlorenen Semestern, keiner von seinem bewilligten Urlaub. Jeder bedauert die Soldaten an der Ostfront, keiner nimmt Anteil am seelischen Erfrieren seines Nächsten.

Diskussion.

Diskutieren heißt für einen Studenten, des andern Meinung durch seine eigene niederkämpfen wollen. Er hört gar nicht, was der andere sagt; während der andere redet, klügelt er ein neues Argument aus, um ihn zu übertrumpfen. So reden beide einen Monolog und sind noch erstaunt, daß niemand ihnen Beifall klatscht.

Zürcher Student.

Jeder ist froh, daß er ihn gratis erhält, mancher liest ihn sogar, einige interessieren sich für das, was darin steht, keiner arbeitet mit.

Fehlende Gemeinschaft?

Jeder Student beklagt sich über fehlende Gemeinschaft, jeder Student klagt dabei jeden Studenten an, jeder Student ist entrüstet über jenes abstrakte Phantom, das er „die Zürcher Studenten" oder gar deren „Geist" nennt und das so anmaßend ist, keine Gemeinschaft zu haben. Jeder Student weiß doch, daß nur in dieser Gemeinschaftskrise der Grund der heutigen Weltkrise liegt und er redet laut davon in der Bar und er schreibt davon in den „Zürcher Student". Und keiner sieht, daß er nur deshalb über das Fehlen der Gemeinschaft klagt, weil er selbst in seinem alltäglichen, persönlichen Leben unfähig ist, auch nur mit einem Menschen eine echte Gemeinschaft zu verwirklichen. Denn wenn er das könnte, dann würde er nie ein Wort mehr über die Gemeinschaft schreiben und reden — und über was soll er dann in der Uni-Bar mit seiner neuen Freundin diskutieren?

Politik!

Von Politik hörte ich, trotz anhaltenden Herumhörens herzlich wenig in der Uni-Bar. Und wenn ich mal etwas hörte, dann war es jener empörte Brustton „daß es eine Schande sei, wie wenig sich der Student mit politischen Dingen befasse..." Es scheint mir hier dem Studenten mit der Politik wie mit der fehlenden Gemeinschaft zu gehen: das Reden über deren Nichtanwesenheit hilft ihm darüber hinweg, sich selbst für ihre Herbeiziehung einsetzen zu müssen — und ist doch interessant, besonders vor einem blondgelockten Zuhörerkreis nicht stimmberechtigter Kommilitoninnen!

Unsere studentischen Organisationen.

Ja, hier sei dieser Ungeist am krassesten, da sei überhaupt nichts zu finden als reaktionäre, tote, verstaubte Administrationsarbeit und Organisationswut, in den studentischen Räten säßen nur Juristen, um sich schon in jungen Jahren ans Sesselkleben zu gewöhnen, ein Geist herrsche da, wie er nicht einmal im Bundeshaus anzutreffen sei...

Das erlauschte ich allerdings nun nicht in der Uni-Bar, sondern — am Polyball, an dem von den studentischen Behörden organisierten Polyball. Denselben Studenten, der so stolz ist über seine neuzeitlichen Anschauungen sah ich bald darauf im Lesesaal der Uni — dem von den studentischen Behörden unterhaltenen Lesesaal... Einmal forderte ich ihn auf, doch selbst Ordnung schaffen zu gehen, in jene verstaubten Säle neues Leben zu bringen — aber nein, dafür hatte er doch keine Zeit, er wälzte eben ein dickes Buch über moderne Arbeitsfragen, das er sich aus der Studentenbibliothek geholt hatte — der von den studentischen Behörden unterhaltenen Studentenbibliothek!

Vom guten Willen...

Der Student scheint diesen nur bei sich zu finden, für den guten Willen im andern scheint er kein Organ zu haben. Wenn der andere eine neue Idee hat, die über das Maß des studentenbürgerlichen hinausführt, dann ist die unisono-Reaktion: Kritik. Anstatt zunächst den guten Willen im andern anzuerkennen und so die Basis für eine fruchtbare Diskussion zu schaffen, wird gleich alles heruntergerissen und der gute Wille schnell unter den Trümmern seines Hauses begraben. Wenn man aber selbst dann ebenso behandelt wird, ja, dann fühlt man sich unverstanden, ein Rufer in der Wüste, zieht sich gekränkt aus der Diskussion zurück und schreibt einen weltschmerzlerischen Artikel an den Redaktor des „Zürcher Student" über den Unverstand und die Flachheit die an unserer Hochschule herrschen.

...und von der Kritik.

Kritik sollte erst erlaubt sein, wenn man sich über den guten Willen des zu Kritisierenden vergewissert hat. Denn ist man überzeugt, daß andere Motive als ein guter Wille diesen bewegen, dann erübrigt

sich jede Kritik. Findet man diesen guten Willen aber — und wer selbst voll guten Willens ist besitzt ein besonderes Organ für dessen Entdeckung im andern! — dann genügt ein freundliches Wort der Anerkennung, und der Boden zum fruchtbringenden Weiterreden ist geschaffen. Denn guter Wille ist eine Gesinnung und wer in der Gesinnung einig ist, findet auch im Geistigen einen gemeinsamen Weg, selbst bei schärfster gegenseitiger Kritik. Kritik jedoch ist nicht das Niederreissen der Hütte des andern, damit man seinen eigenen Palast an deren Stelle setzt, nein, Kritik ist folgendes: Kritik ist ein Straßenwischer, der den Dreck von der Straße wischt — Kritik ist ein Polizist, der den Verkehr regelt — Kritik ist jene Kommission, die zu entscheiden hat, ob ein altes Haus ganz abgerissen oder bloß renoviert werden soll — Kritik ist vor allem mein Gewissen, mein Seelenpolizist, mein Seelenstraßenputzer, meine Seelenkommission, die den Zustand meines inneren Haushaltes überwacht. Und deshalb ist Kritik Aufbau. — Aber das habe ich nicht in der Uni-Bar gehört, — doch nein, ich habe es dort gehört, aber einmal als ich ganz allein dort saß und alles ganz still war und nur das Klappern des Geschirrabwaschens ertönte . . . Des Redaktors Notizbüchlein.

Götzendienst.

Welches sind unsere Götzen?

Dem Sport opfern wir unsern Sonntag,
der Sexualität opfern wir die Jugendjahre,
dem Stammtisch opfern wir den Familienkreis,
dem Alkohol opfern wir jährlich 635 Millionen,
der Bequemlichkeit opfern wir das ungeborene Kind,
der Geldsucht opfern wir im Geschäft unser gutes Gewissen,
dem politischen Ehrgeiz opfern wir unsere unabhängige Meinung,
dem Erfolg des Mächtigen draußen opfern wir unsere bessere Überzeugung.

Wehrbereitschaft.

Daß wir unsern Boden und unser geistiges Erbe militärisch bis zum äußersten verteidigen würden, ist für jeden ganz klar.

Weniger klar ist, daß auch für uns der Krieg bereits begonnen hat.

Spreng- und Brandbomben sind der letzte Akt des totalen Krieges; vorher kommt der wirtschaftliche Druck und die Bombardierung mit Bild und Schrift, Signale für Auge und Ohr. Wir müssen schon diesen gewachsen sein.

Die größte Gefahr ist, wenn wir schlafen und unsere Gesinnung blöde wird.

Eine Schlacht ist verloren, sooft wir defaitistische Nachrichten glauben und weitertragen, sooft wir über die Rationierung jammern und durch Hamstern die Preise hochtreiben, sooft wir aus Angst um unser Geld einen Miteidgenossen darben lassen, sooft wir aus Feigheit den jüdischen Eidgenossen verleugnen.

Eine Schlacht ist gewonnen, sooft in unserem Handeln eidgenössischer Geist lebendig wird.

Der Krieg hat auch für uns begonnen.

Zitate aus „Schweizer heute!" Kleiner eidgenössischer Katechismus Von Th. Bovet. Verlag Paul Haupt, Bern.

FREUDEN UND LEIDEN EINES HAUSLEHRERS.

Ich bin von Beruf nicht Lehrer und will es auch nicht werden. Was mich aber bewog, den leider bei uns seltenen Nebenberuf eines Hauslehrers zu ergreifen, war das Bedürfnis, an einer auswärtigen Universität studieren zu können, wozu mir die nötigen Geldmittel fehlten. So setzte ich eines Tages kurz vor Semesterbeginn ein Inserat in die Zeitung:

> Stud. med. dent sucht Stelle als
> **HAUSLEHRER**
> gegen Kost und Logis

Selbstverständlich erhielt ich kein Angebot, da wir Schweizer es nun einmal nicht schätzen, einen „Fremdling" in unser wohlabgeschlossenes Familienleben hineinschauen zu lassen. Erst durch die Redekünste eines in der Universitätsstadt wohnenden Freundes und nach eingehenden Recherchen seitens der in Frage kommenden Familie ward mir ein Pöstlein bei einem dreizehnjährigen Gymnasiasten zuteil. Wie aus einem Schreiben seiner Mutter hervorging, hatte dieser Erstgimmeler die obligaten Schwierigkeiten im Latein. Außerdem haperte es noch in andern Fächern, so daß den Eltern vom Rektor nahegelegt worden war . .

Nun, eines schönen Tages befand ich mich, versehen mit einem nicht allzu großen, aber bücherschweren Koffer und etwas bangem Herzen vor einem währschaften Einfamilienhaus. Schon beim Betreten der Gartenpforte hörte ich die helle Stimme eines Jungen: „Muetter, er chunnt!" Dem „er" wurde auf schwaches Klingeln hin von einem verständnisvoll lächelnden Dienstmädchen geöffnet. Erst im Wohnsalon fand dann der offiziell-herzliche Empfang statt. Sodann wurde mir mein Zimmer gezeigt. Es war dies keine scheußliche Dachkammer, wie mir die meist schwarzsehenden Kollegen prophezeit hatten, sondern ein — abgesehen von den Familienphotos — eher luxuriöser Raum.

Was ich beim ersten Nachtessen zu mir nahm, weiß ich heute nicht mehr und — wußte es auch damals kaum. Fest steht nur, daß man mir die besten und größten Stücke auf den Teller legte und viel auf mich einsprach. Ich hinwiederum gab mir in meiner Eigenschaft als einzig anwesender Akademiker und künftiger Erzieher — bis dahin war zwar immer noch an mir herum erzogen worden — redlich Mühe, durch blendende Red und Antwort bei dem loyalen Hausherrn in gutem Licht zu erscheinen. Natürlich kamen wir in Gegenwart des Jungen auch auf Erziehungsprobleme zu sprechen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Mutter fast sämtliche modernen Erziehungsschriftlein gelesen hatte und ihren Sprößling auch nach deren Grundsätzen erzog. Nun hob ein Kreuzfeuer an, worin das Wort „Jugend-

psychologie" gar mächtig flackerte. Plötzlich stupste mich der Vater, zwinkerte lustig mit den Augen und wies auf meinen noch fast vollen Teller. Da wußte ich, an wen ich mich künftig punkto Erziehungsfragen zu wenden hatte. —

Mit dem Buben freundete ich mich rasch an. Scheinbar war er froh, in mir keinen „Bölima" zu finden. Voll Besitzerstolz zeigte er mir Haus, Garten und Velo. Ich redete mit ihm über alles mögliche, nur nicht über die Schule. Trotzdem hatte ich nach einer knappen halben Stunde heraus, wo bei ihm der Has im Pfeffer lag. Er schien mir ein netter, heller Knabe zu sein, war aber als typisches Einzelkind und Spätling ein Opfer der Verhätschelung.

In der ersten Unterrichtsstunde inspizierte ich seine reichlich tintenbeklecksten Hefte und stellte eine kurze, strenge Prüfung an. Hernach setzte ich einen Stundenplan auf, was vor allem der Mutter imponierte. Wie vieler Vorlesungen ich durch diesen Stundenplan verlustig ging, daran mochte ich freilich nicht denken.

Beim ersten **Unterricht** war mir gar nicht so wohl unter der Weste. Ich war das Stundengeben nicht sehr gewöhnt, durfte mir aber trotzdem keine Blößen geben. So tat ich das, was für uns beide am ersprießlichsten war: Ich begann mit ihm von Grund auf alles systematisch durchzupauken. Bald kam die erste Schulklausur in Latein seit Beginn meines Unterrichts. Ich glaube, ich war an diesem Tage aufgeregter als der Bub, war ich mir doch bewußt, daß mein Ansehen im Hause mit ihr stieg oder sank. Sie fiel schlecht aus, weil ich ja mit meinem Schüler auf einer unter ihrer Höhe stehenden Stufe zu arbeiten begonnen hatte. Ich machte dies den Eltern klar, und sie schienen

---

„Zu ernsten Befürchtungen für die Zukunft gibt auch die Tatsache Anlaß, daß die neugegründeten Reichsuniversitäten in Straßburg und Posen **keine theologischen Fakultäten** mehr aufweisen."

„Das gewaltige Deutsche Reich hat heute weniger Theologiestudenten als die kleine Schweiz."

Die Zeitschrift „Nordland" zieht den Schluß, „daß die Theologie als Lehrfach nicht auf die deutsche Universität gehört."

„In einer vielbeachteten Eröffnungsrede, gehalten vor der Basler Synode, hat der Basler Kirchenratspräsident und Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes u. a. ausgeführt „War letztes Jahr die unmittelbare militärische Lage kritisch für die Schweiz, so ist es heute die Möglichkeit, in eine neue Ordnung hineingezwungen zu werden, deren Grundlage dem Evangelium in entscheidenden Punkten entgegengesetzt ist. Wenn den neuen Menschen anziehen, wenn die neue Zeit bejahen, wenn Ablehnung unserer heutigen demokratischen Einrichtungen auch nur halbwegs bedeuten sollte, eine solche Ordnung zu bejahen, so kann die Kirche dazu, wenn nötig gegen hohe und höchste Magistraten mit letzter Entschiedenheit nur Nein sagen und im Volk jene Widerstandskraft stärken, die aus dem Glauben stammt und die weder gegenüber verlockenden und immer versucherischen Kompromissen, noch gegenüber Zwang und Bedrohung durch Leiden nachgibt."

Aus einem Artikel „Kirchliche Umschau", von Dr. Arthur Frey, erschienen in „Für Alle", Evangelischer Verlag, Zollikon.

es auch zu begreifen. Trotzdem empfand ich die Angelegenheit als peinlich und deprimierend; denn die meisten Eltern möchten halt doch gar zu gerne von Anfang an einen guten Erfolg des Privatunterrichts sehen. — Verhältnismäßig rasch zeigte sich aber, daß meine auf Bluff verzichtende Methode doch richtig gewesen war, und der Tag, an dem der Bub seine erste Fünf im Latein heimbrachte, ist mir unvergeßlich: Zuerst kam die Mutter mit einem riesigen Teller voll Obst und Guetzli in mein Zimmer, um mir herzlich zu danken. Kurz darauf erschien der Vater mit glückstrahlendem Lächeln. Er machte nicht viel Worte. Ich aber schlief in der darauffolgenden Nacht trotz reichlichem Obstgenuß zum ersten Mal wie ein Fürst in diesem Hause.

Aber nicht nur der Unterricht gehört zum Dasein eines wohlbestallten Hauslehrers: So half ich im Garten bei der Beerenlese, hatte als Gesellschafter zu amten, trieb mit dem Buben Sport, machte mit ihm Velotouren, wobei ich ihm mitten im Grünen Naturgeschichte beibrachte. Bei einem solch kameradschaftlichen Verhältnis war es freilich nicht immer möglich, die, ach, so notwendige Lehrerwürde zu wahren. Doch stets errang ich sie mir wieder, weniger durch weise und tiefe Worte als durch irgend eine imponierende sportliche Leistung oder dadurch, daß ich dem Buben mein Mikroskop unter die Nase stellte und ihm aus dem Wunderreich der Natur erzählte.

Neben all diesen erfreulichen Aufgaben lagen mir aber noch **andere Ämtlein** ob: War nämlich Besuch da, so setzte man mich nach dem Essen gewöhnlich hinter das Klavier, das nebenan in der guten Stube stand. Anfänglich probierte ich es mit Chopin, Mozart und Beethoven. Bald jedoch hatte ich heraus, daß zum schwarzen Kaffee „Waldandacht" und „Frühlingserwachen", pedalrauschend und mit Schmelz vorgetragen, weit besser verdaut wurden. Zudem war man dann jeweils baß erstaunt und sichtlich erfreut, daß junge Leute solche Sachen überhaupt noch spielten, und man lobte auf Kosten der Jazzmusik die guten alten Salonstücke und mich dazu. Ich aber stimmte jeweils in aller Bescheidenheit dem Lobe bei.—

So ging es im großen ganzen nicht lange, bis ich mich einigermaßen eingelebt hatte. Doch ganz eingelebt habe ich mich nie. Mit dem Jungen freilich, und besonders mit dem Vater, stand ich — trotz divergierender politischer Ansichten, die ich sehr sachte vorbrachte — in einem guten, fast kameradschaftlichen Verhältnis. Weit schwieriger war es mit der Mutter: Einerseits freute es sie von ganzem Herzen, daß ihr Sohn Fortschritte machte, anderseits regte sich bei ihr bald eine leise Eifersucht, weil ihr Sprößling für sie nicht mehr so viel Zeit hatte. Mir hingegen fiel es oft ordentlich schwer, ständig die Grenzen einzuhalten zwischen dem Erziehungsbereich der Mutter und dem meinigen. Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß sie den Buben zu viel über mich auszufragen schien, so daß ich das ständige Gefühl einer Kontrolle empfand.

Ziehe ich die Bilanz aus meiner halbjährigen Tätigkeit, so komme ich zu folgendem Ergebnis: Wohl hatte ich durch meine Arbeit Gelegenheit, an einer auswärtigen Universität ohne großen Kostenaufwand zu studieren. Doch hatte ich keinen äußerlich sichtbaren Profit von meinem Semester, weil mir wenig Zeit zu eigenen Studien zur Verfügung stand. Auch finanziell konnte ich mich nicht groß erholen. Dafür war ich trotz Studium für längere Zeit selbständig und habe gelernt, mich gänzlich fremdem Milieu anzupassen. Ferner bin ich zur Überzeugung gelangt, daß man meist mehr kann als man glaubt. Und manchmal schon hat es mich gelockt, wieder eine solche Tätigkeit auszuüben, zumal wenn ich an die glückliche Promotion meines Schülers und an den kurz darauf folgenden Brief einer dankbaren Mutter zurückdenke. Willi N., dent.

KRIEGSTAGEBUCH.

III.

24. Mai 1940. Aus Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen": „Demokratie sollte wieder sein, was sie vor Einbruch der Politik in die Gotteswelt einmal war: Brüderlichkeit über allen Unterschieden und unter formaler Wahrung aller Unterschiede. Demokratie sollte Moral sein, nicht Politik; sie sollte Güte sein, von Mensch zu Mensch, Güte von beiden Seiten! Denn der Herr bedarf der Güte des Dieners ebenso sehr wie dieser der Güte jenes bedarf." Um dieses Satzes willen verzeihe ich Mann vieles seines mir sonst abscheulich erscheinenden Buches, das mir oft durch seine eitle Ich-Bezogenheit den Ekel in die Kehle trieb.

25. Mai. England wird nächsten Sonntag einen großen Bettag abhalten. (Fast hätte ich geschrieben: organisieren.) Not lehrt beten, aber wer erst in der Not betet, betet nicht.

30. Mai. Kapitulation der Belgier.

10. Juni. Italien erklärt Frankreich und England den Krieg. Friede in Norwegen. Riesenschlacht um Frankreich. Diskussionen in Amerika.

14. Juni. Paris gefallen. Denis de Rougemont: „Nous avons été avertis. Nous avons refusé d'écouter. Et maintenant il faut payer. Si la peur et la guerre sont seules capables d'obtenir de nous un dépassement de nos égoïsmes que nous refusions à l'amour, pourquoi donc voulez-vous que nous ayons l'amour, et la paix et la sécurité?"

17. Juni. Rußland besetzt das Baltikum. Pétain, der 83jährige Ministerpräsident des gestürzten Frankreich. Übertritt französischer Truppen in die Schweiz.

24. Juni. Waffenstillstand. — Wie staunen wir heute über das Leben eines Goethe! Ich lese seine Tagebücher, und jahraus, jahrein heißt es darin von nichts anderem als von Ausflügen, Essen, Schlafen, Trinken, Tanzen, Jagen, Gesellschaften, Liebeleien, Reisen, Dichten,

Schwärmen... Ist das Gnade des Schicksals oder sind wir bloß so dumm, so viel zu arbeiten? Herrlich, was er am 17. September 1797 schreibt: „Bemerkung eines gewissen stieren Blicks der Schweizer, besonders der Zürcher." Und geht es uns nicht jedesmal ähnlich, wenn wir im Ausland waren und dann wieder zurückkehren?... Aber wir sehen in diesen Blicken etwas mehr als Weltmann Goethe, wir sehen Treue und Arbeit und Liebe zum Boden darin.

18. Juli. H. F. Amiels „Journal intime" birgt viel mehr Schätze an tiefer Gedanklichkeit als ich mir dachte. Aber auch er gehört zu jenen, die heute versagen würden, trotz ihrer tiefen Einsicht in die Dinge dieser Welt. Wie seltsam, daß dieser Mensch nicht zur Gestaltung kam, weder für sein Denken noch für sein Leben eine feste Form fand: „Le réel me dégoute, et je ne trouve pas l'idéal". Das weiß Amiel nicht: daß man, um an einem Ideale zu arbeiten, eben durch dieses „réel dégoutant" hindurchmuß. Jedes Kunstwerk war einst tote Materie. — Am 6. September 1851 schrieb der sensible Autor des „Roulez tambours" in sein Tagebuch eine wahrhaft prophetische Zukunftsvision: „Le temps des grands hommes s'en va, l'époque de la fourmillière, de la vie multiple arrive. Le siècle de l'individualisme, si l'égalité abstraite triomphe, risque fort de ne plus voir de véritables individus... la société deviendra tout et l'homme ne sera rien. — La statistique enregistra un progrès croissant et le moraliste un déclin graduel; progrès des choses, déclin des âmes."

23. Juli: Russischer Nihilismus: eine Episode aus Dostojewskijs „Idiot": Ein an der Schwindsucht erkrankter Mensch weiß, daß er unweigerlich in drei Wochen sterben wird. Er befindet sich in äußerst schlechten materiellen Verhältnissen. Nun faßt er den Plan, eine Reihe von Leuten zu ermorden, die ihm begegnen, damit er in die Gewalt der Polizei fällt, die ihn, den sterbenskranken, in ein Spital versorgen muß, wo er aller materiellen Sorgen enthoben wäre und „unter viel behaglicheren Umständen als zu Hause" sterben könnte.

Nur ein Russe konnte das schreiben, oder ein — Hebbel.

29. Juli. Über die Freiheit, nach Heinrich Heine: „Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen... Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter."

1. August. Auf dem größten Platze unserer Stadt sprach ein bekannter Pfarrer. Tausende waren anwesend, diesen Tag des Wunders der immer noch lebenden Schweizer Unabhängigkeit still, aber froh und im Bewußtsein ihrer Kraft zu feiern. Der Pfarrer brachte es nun fertig, daß die Tausende enttäuscht, ernüchtert nach Hause kehrten. Wieso? Weil der Pfarrer in jenen Ton fiel, den das Volk nun einmal satt hat, ganz besonders die Jugend: jedes zweite Wort war „Gott"

und die laufende Formel: „Lieber Gott, mach uns stark, lieber Gott, mach uns stark, lieber Gott, mach uns stark! . . ." Daß die Leute nicht einsehen, wie sie das Volk untergraben, daß sie immer noch nicht einsehen, daß gerade sie mitschuldig sind am heutigen Zustande der Welt . . . Auch die Franzosen beteten zu Gott, vielleicht noch viel stärker als wir, und nun? Nun sind die Kirchen in denen sie beteten vielleicht bloß noch ein Haufen Schutt und Asche und irgendwo liegt ein toter Sohn, ein toter Mann, ein toter Vater . . . Und sie haben doch Gott so inbrünstig gebeten: „Lieber Gott, mach uns stark!" Dieser „liebe Gott" hat sie aber nicht erhört, er kam mit Bomben, Panzerwagen und Zerstörung über die Betenden. Entweder ist er also kein „lieber" Gott, sondern ein teuflischer Dämon, oder dann — haben sie nicht genug innig gebetet. Und doch glaube ich, daß sich Gott heute wie noch selten in der Geschichte offenbart. Aber die Pfarrer haben noch heute nicht gesehen, daß beten nicht bitten heißt, sondern viel eher bieten, und sie haben vor allem nicht gesehen, daß man nicht stark wird, indem man Gott um Stärke bittet — welch feige Bequemlichkeit! — sondern indem man im Glauben an Gott aus eigener Kraft sich diese Stärke erkämpft und erschafft. Wo ständen wir heute, wenn der Bundesrat und die Armee die Hände in den Schoß gelegt hätten: „Lieber Gott, mach uns stark!?"

5. August. Wie wohl tut nach dieser salbadrigen 1. Augustrede die Lektüre eines echten Gläubigen! Denis de Rougemonts „Mission et démission de la Suisse" hat die Konsequenzen gezogen, die aus dem bisherigen Verlauf des Krieges zu ziehen waren. Hier wird der Mensch zur Verantwortung gezogen, verantwortlich gemacht, hier erhält er eine Bestimmung und eine auf dem Boden der Wirklichkeit zu lösende Aufgabe. Das Wort „beten" kommt überhaupt nicht vor, und doch, wie gläubig ist dies Buch!

10. August. In Shakespeares Königsdramen lernt man besser Geschichte als in sämtlichen Geschichtsbüchern. Ich meine zwar mehr den ideellen Gehalt der Geschichte als die realen Tatsachen. Was am meisten auffällt: die ganze Geschichte besteht eigentlich nur aus der Tendenz immer und immer wieder Gleichgewicht herzustellen, sowohl moralisch-ethisches wie rechtliches, sowohl politisches wie persönliches . . . Der Mensch greift immer wieder brutal in die Ordnung ein und höheren Kräften bleibt das Nachsehen. Die Frage ist eben nur, wie weit die Geschichte durch höhere Kräfte bestimmt ist. Geschichte als eine Folge von Sühnen für immer neu getane Schulden, deren erste die Erbschuld war? . . . „Die Königsdramen bilden eine einzige lange Folge vor Ursache und Wirkung", sagt Hebbel.

14. August. Im Kino „Badame Bovary" gesehen. Wie ist es möglich, daß Menschen zu einer Zeit glücklich lebten, die uns heute geradezu Ekel erregt?

GRUND UND FOLGE DES TEA ROOMS.

„Mexiko" leuchtet es grün über der Tür; die Vorhänge, die ich zur Seite schlage, sind tropisch bunt; an den Wänden: Steppen, Gauchos, wilde Pferde, Urwälder, Kakteen, Orchideen, Papageien, eine Wäscheleine, pardon: ein Lasso, Strohhüte, Kolibris, Hufeisen; dazu Musik, dazu Mädchen wie Amazonen: rote Bänder im schwarzen Haar, lederne Gürtel, Pistolentaschen (in denen das Kleingeld klimpert) — also bringen Sie mir einen Becher Pulque!

Sie meinen Ovomaltine?

Nein, ich meine Pulque — so nannte es wenigstens Karl May — und wenn ich schon einmal in Mexiko bin . . .

Also doch eine Ovomaltine . . .

— denn ich sitze zwar unter Kakteen und Orchideen, aber in Zürich, aber in einer alkoholfreien Wirtschaft, aber bei Amazonen, die an Sihl und Limmat aufgewachsen sind und nur so aussehen, als ob sie Mexikanerinnen wären. Warum?

Denke an den armen Dichter, in dessen zugige Dachstube es hineinregnet, wogegen er sich mit einem löchrigen Schirm zu schützen sucht; außerdem friert er, obgleich er im Bett liegt, und hungert er, obgleich er schon einen ganzen Kanten Brot gegessen hat — welche Gestalten wird dieser Dichter in diese Kammer rufen? Die Armut, den Hunger, die Sorge? Oder den Reichtum, den Überfluß, das Glück? Wen auch der Dichter ruft, w i r haben in unserer Not Reichtum, Überfluß und Glück gerufen und den Tea-Room geschaffen.

Der Grund des Tea-Rooms ist unser Hunger nach Gemeinschaft und unsere Unfähigkeit, sie von uns aus zu stiften.

Da laufen wir hastig, gleichgültig, ängstlich, einsam durch kalte Straßen, Büros, Hörsäle, Warenhäuser; kommen aus ungemütlichen Zimmern (in denen um zehn Uhr abends der Philister an die Türe klopft), suchen uns. Und verfehlen uns. Da beherrschen wir durch unsere Technik eine Welt, in der wir durch Zeitung, Radio und Film wie noch nie zu Hause sind, und sind dennoch heimatlos. Da reden, hören, lesen, schreiben wir, aber sobald das Wort in die Tiefe dringt, reißt es Abgründe auf, statt Brücken zu schlagen. Da schweigen wir, aber jetzt wird es noch lauter, daß wir keine Gemeinschaft teilen.

Vielleicht ist das gar nicht wahr, und wir brauchten nur einmal unsere vier Wände, die Straßen, die Geschäfte, die Maschinen, die Zeitungen und uns selbst herzlich anzusehen, vorurteilslos bereit, mit ihnen auszukommen, und wir w ä r e n zu Haus! — aber wir tun es nicht. Statt unsere Not, die nicht zu leugnen ist, auszuhalten, bis wir sie bewältigt haben, weichen wir ihr aus: indem wir aus Zürich, wo wir das Leben nicht meistern können, nach Mexiko flüchten, wo wir es meistern, weil es gar nicht das wirkliche Leben und seine nicht fortzuleugnende Not ist, sondern eine Einbildung von ihm: ein Tea-

Room, in dem die Not, die im wirklichen Mexiko auch laut werden würde, fortgeleugnet ist.

In diesem Tea-Room Mexiko stak eines Tages in der Pistolentasche einer seiner Amazonen statt des Kleingeldes wirklich eine Pistole, mit der sie eine andere Amazone erschoß. (Vor dem Bilde des auf einem feurigen Mustang kühn einhergaloppierenden Gauchos, unter dem der Liebhaber der ersten Amazone saß und bei der zweiten Amazone eine Schale Gold — wie bezeichnender Weise in diesem Mexiko der Kaffe genannt wird — bestellte.) Eine gute Reklame für diesen Tea-Room? — die denkbar schlechteste, die auf Wochen hinaus alle Gäste verscheuchte. Warum?

Weil die Gäste in Mexiko nicht das wirkliche Mexiko suchten, in welchem Falle sie auch im wirklichen Zürich hätten bleiben können, sondern eine bloße Einbildung des wirklichen Mexikos: die Vorspiegelung von Kampf, nicht aber den Kampf selbst; dem wollten sie gerade entgehen!

Und jetzt verstehst du, warum die Musik keinen Augenblick schweigen kann: sie darf Zürich nicht zu Wort kommen lassen! Du sollst vergessen, daß draußen Armut, Hunger, Sorge herrschen, daß du draußen zur Verantwortung gezogen wirst, daß du dort in Gemeinschaft leben solltest und es nicht tust. Rauche, betäube dich! Bald ist der Raum, pardon: room (denn du bist ja kein Mann, sondern ein gentleman, der vor lauter Vornehmheit vergessen hat, daß der tea in Zürich Tee genannt wird) voll dunstiger, süßlicher Luft, die dich berauscht. Dann bist du der Gaucho, der wirklich liebt, wirklich schießt, wirklich trinkt. Und dessen Schale Gold nicht mit Kaffee gefüllt ist, sondern mit echten Körnern Goldes.

Aber ist denn Rausch eine Schande? Selbst Gottfried Keller — einen Augenblick! Es ist ein Unterschied, ob man sich wirklich berauscht oder an seinen Einbildungen. In dem einen Fall steht man auch dann mit beiden Füßen auf der Erde, wenn man torkelt, während man im andern Fall sie selbst dann nicht unter sich hat, wenn man sich aufrecht hält. Also sollen wir uns wieder wirklich berauschen? — wenn wir es nur könnten! Dann könnten wir nämlich nach dem Katzenjammer auch wieder wirklich nüchtern sein. Aber tatsächlich bilden diejenigen unter uns, die sich noch mit statt ohne Alkohol zu berauschen suchen, ihre Teilnahme an Gemeinschaft nur ebenso ein, wie der einsame gentleman hinter seinem tea. Ein Beweis dafür: die zunehmende Tearoomisierung der alkoholischen Gaststätten, die zwar nicht bis nach Mexiko ausschweifen, aber als Walliser-, Tessiner- oder Bündner-Keller und -Stüblis an die Stelle ihres wirklichen Bodens ebenfalls Einbildungen von Wirklichkeit setzen müssen, um Gemeinschaft vorzutäuschen, die auf ihrem eigenen Zürcher Grunde so wenig mehr gedeiht wie in dem wirklichen Wallis, Tessin oder Bünden, wo

der Einwohner sich in einer Züri-Stube das einbildet, was auch er weder mehr besitzt, noch sich wieder erwerben kann oder will.

Was hat das für Folgen?

Daß wir uns in Mexiko solange vormachen, wir teilten Gemeinschaft, bis wir nicht nur in Mexiko, sondern auch in Zürich daran glauben. Ohne daß wir hier wie dort in Wirklichkeit Gemeinschaft teilten! Jetzt werden wir bald zu sicher sein — wenn wir in ungetrübten Stunden in unseren Einbildungen wie in der Wirklichkeit leben, und zu unsicher — wenn uns in trüben Stunden die Wirklichkeit aus unseren Einbildungen schreckt. In keinem Fall aber werden wir wirklich leben und das unsrige tun: nämlich aus unserer Welt, wie sie ist, die Welt machen, wie sie sein sollte!

War der Grund des Tea-Rooms der, daß wir nach Gemeinschaft hungerten, aber unfähig waren, sie zu stiften, so ist die Folge des Tea-Rooms die, daß wir uns durch die Einbildung gestifteter Gemeinschaft immer weiter von der uns aufgegebenen wirklichen Arbeit an der Gemeinschaft entfernen. Statt geduldig sie aufzunehmen (die natürlich schwer ist, aber war wirkliche Arbeit jemals leichte Arbeit?), nehmen wir ungeduldig den Lohn der Arbeit — in der Einbildung, in Mexiko — vorweg: aber um Mitternacht müssen wir doch auf die Straße hinaus, wo wir nicht mehr kühn auf feurigen Mustangs unserer Liebsten nachgaloppieren können, in der Einbildung, sondern ohne Einbildung und ohne Tram nach Hause laufen müssen: immer unzufriedener, immer hoffnungsloser, immer verzweifelter!

Sollten wir darum künftig Mexiko meiden? — damit allein wäre nichts gewonnen, denn was alles ist nicht Mexiko! — wir würden nur statt dieser Einbildung anderen verfallen. Aber unsere Einbildungen sollten wir meiden und dort, wo wir es doch nicht lassen können, schon ein wenig von dem künftigen Lohne zu kosten, uns dessen bewußt bleiben, daß er noch nicht verdient ist und aus falscher Münze besteht. Es hilft nichts, die Welt zu ändern, solange wir uns nicht selbst ändern, und dann brauchen wir nicht mehr die Welt zu ändern. Das Ende des Tea-Rooms kommt nicht, wenn er zugeschlossen wird, sondern wir uns aufgeschlossen haben: zur Gemeinschaft. Hlg.

BETRACHTUNGEN.

Wieder weitet sich die Zukunft vor uns. Nicht freundlicher und milder; noch lacht kein Lenz. Noch drohen Härte, Nacht und Winter. Aber sie sind da, um überwunden zu werden in nicht erschütterter Hoffnung, in einer Zuversicht, die die Vaterhand über den Sternen und die Kraft in den eigenen Armen fühlt. Doch Klarheit nur und geschärfte Sinne befähigen uns, den gegenwärtigen Auseinandersetzungen illusionslos gegenüberzutreten und uns, wenn noch nicht in Waffen, so doch in der Haltung in die richtige Front zu stellen.

Offen gestanden, es ist mir trotz der weitgepriesenen demokrati-

schen Pressefreiheit nicht leicht gefallen, so ganz pietätlos einige Phrasen zu beklopfen, die seit Jahren zum gut-eidgenössischen und staatlich sanktionierten Wortschatz vieler Sprecher gehören.

Wie mancher von ihnen mag zur Jahreswende wieder mit pastoraler Salbung dem Herrn gedankt haben, daß er uns auserlesenes Volk noch immer gnädig vor Krieg und größerer Not bewahrt habe. Möglich, daß es nicht so gemeint ist, aber ich kann mich jeweils des Eindrucks nicht erwehren, als spräche der Pharisäer in der Bibel: „O Herr, ich danke Dir, daß wir nicht sind wie jene andern, die Kriegs- und Rauflustigen, Totschläger und Räuber! Wir danken Dir, daß wir in gesicherter Neutralität den Frieden und die diätische Ruhe haben, den traulichen Stubenwinkel und die warme Ofenbank." Und so weiter. — Entrüstet wendet man sich gegen die Vermassung im Staatssozialismus und übersieht ganz die demokratische Masse, die vor jener vielleicht das Privileg der Selbstsucht, des Neides und der Hamsterei voraus hat. — Sittlich zutiefst verletzt empört man sich über Gewalttätigkeit, Hinrichtungen und Euthanasie und mordet das Ungeborene im Mutterschoß. — Dauernd spricht man vom Christentum, versucht aber kaum, darnach zu handeln. — Man ereifert sich gegen Menschen- und Rassenkult und drückt beide Augen zu vor dem Untermenschentum, das aus Kinoreklame und der Flut der Schmutzbroschüren grinst. — Nicht als sollte fremdes Unrecht gerechtfertigt werden, nein, nur soll unsere „gerechte Entrüstung" etwas auf ihre Gerechtigkeit hin untersucht werden.

Was ist heute noch Neutralität? Ein konventionelles Wort des diplomatischen Anstandes und der Ausflucht. Praktisch existiert sie nicht. Die Nachdenklichen haben ihre Front bezogen, so oder so, bewußt oder unbewußt. Es geht heute nicht um Grenzen, es geht um Lebensformen und Kulturen, Götter und Ideale, es geht um das irdische Schicksal einer Welt. Und wir, die wir eingebettet sind mitten in das Schlachtfeld, die wir jede geistesgeschichtliche Erschütterung unseres Kontinents mitgemacht haben und mitmachen werden, wir haben heute Farbe zu bekennen, denn wieder entscheidet sich auch jetzt unser Schicksal. Es gibt keinen neutralen helvetischen Winkel, der uns vor den Wogen des Geschehens beschirmt, und in den wir uns gleichgültig oder verzagt zurückziehen dürfen, um der Dinge zu warten, die da kommen sollen. Auch die Flucht allein in die Absolutheiten von Religion und Wissenschaft, ein erstauntes: Noli turbare circulos meos! wird uns dem bedrängenden, harten Schritt der Zeit nicht entziehen. Und höchstens die Alten, nicht aber wir Jungen, können sich mit der Vergänglichkeit und Relativität aller irdischen Daseinsformen und der Unverrückbarkeit der ewigen Gesetze trösten; w i r müssen ein Menschenalter so liegen, wie wir uns heute betten.

Auch die Vermittler und Mittelwegspolitiker mögen grundsätzlich oft recht haben, ihre Mittelwege sind aber meist von vorneherein prak-

tisch ungangbar, denn die Geschichte schwingt in Pendelbewegungen, actio — reactio, Extrem auf Extrem, das Statische vermag das Dynamische nicht zu halten, und so gilt es oft, das kleinere Übel zu wählen, um dem größeren zu entgehen.

Überhaupt wirkt heute jede professorale Auseinandersetzung und philosophisch-kritische Haarspalterei in bequemen Konferenzsälen als kleinliche Gebärde angesichts der blutigen Fronten und Erschütterungen, in denen der Mensch auf seine tiefsten Schichten stößt.

Weltweite muß in unsere Seele ziehen, das große Verstehen, das über die Grenzen unserer Heimat hinausreicht, als Schweizer dürfen wir nicht unser Menschentum vergessen, das uns schicksalshaft mit Menschen unserer Kultur und unserer Seele verbindet. Oberle.

AUCH EIN KRIEGSTAGEBUCH — VON 1915!

Wir entnahmen nachfolgende Tagebuchskizzen Hugo Balls 1927 erschienenen Buche „Die Flucht aus der Zeit". Hugo Ball lebte während des letzten Weltkrieges in der Schweiz, wo er die Lösung der ihm von der Zeit gestellten Probleme im Gebiete der Kunst auf jene eigenwillige Art in Angriff nahm, die ihn zum Begründer des Dadaismus werden ließ. Der Titel seines Buches ist symbolisch für Hugo Ball selbst und sein Schaffen; denn der Dadaismus erscheint uns heute nicht als eine Lösung der Probleme der Zeit, sondern als eine Flucht aus dieser Zeit. So mag diese eigenartige Erscheinung im Gebiete der Kunst uns, die wir heute vor ähnlichen, wenn nicht denselben Fragen stehen, wie der Mensch im letzten Weltkriege, eine Mahnung sein und die folgenden Tagebuchaufzeichnungen sind uns durch ihre Kritik wie durch ihre Bewunderung der Schweiz besonders wert. ak.

29. Mai 1915. „Die Stadt ist schön. Der Limmatkai besonders gefällt mir. Ich kann diesen Kai vielmals auf und abgehen, und immer wieder wird er mir gefallen. Die Möwen sind nicht künstlich oder ausgestopft, sie fliegen wirklich, mitten in der Stadt. Die großen Zifferblätter der Turmuhren am Wasser, die Schifflände mit ihren grüngestrichenen Fenstern —: das alles ist schön und gediegen. Echt ist es. Gleichgültig, ob ich hier bleiben werde oder nicht. Hier muß es noch Menschen geben, die Zeit haben, die noch nicht ‚zwangsläufig' sind; die nicht aus Papier und aus Wind gemacht, die Konjunktur mit dem Leben, und ihre Interessen mit dem Schicksal verwechseln. Die Atmosphäre genügt mir; ich brauche keinen Austausch, keine direkte Berührung. Ich kann mich hier heimisch fühlen so gut wie die alte Turmuhr und wie ein geborener Schweizer."

11. Oktober 1915. „Das Leben pulsiert hier frischer und ungebundener, weil man keine Hemmungen kennt. Aber welch ein Leben ist es. Der Aberglaube, daß im niederen Volk, und gar in dem einer großen Stadt, die Unberührtheit und die Moral zu finden seien, ist eine arge Täuschung. Hier erliegt man den schlechtesten Einflüssen des bürgerlichen Prestiges, ist abhängig vom eindrucksvollsten Rekord, den die Zeitungen preisen, und hingegeben jedem verjährten Vergnügen, das

als ein Abfall von oben kommt. Über den Charakter und die Moral der Gesellschaft von heute ist viel geschrieben worden. Wenn aber Menschen nicht einmal diesen Charakter und diese Moral besitzen und doch ihrer Suggestion erliegen, dann ist es recht trostlos."

15. Oktober 1915. „Wenn ich jetzt abermals flüchten wollte, wohin sollte ich gehen? Die Schweiz ist ein Vogelkäfig, umgeben von brüllenden Löwen."

15. August 1917. „Die Idee des natürlichen Paradieses —nur in der Schweiz hat sie geboren werden können. Die entrückteste Urwelt begegnet hier dem lieblichsten Idyll, die eisige Schneeluft der Höhe dem mildesten Glockentone des Südens. Die Schweiz ist die Zuflucht all derer, die einen neuen Grundriß im Kopfe tragen. Sie war und ist jetzt, währen des Krieges, der große Naturschutzpark, in dem die Nationen ihre letzte Reserve verwahren... Von hier, von der Schweiz aus wird sich Europa wieder beleben. Alle, die sich den Kopf zerbrechen oder zerbrachen über der Frage, wie der Menschheit wieder aufzuhelfen, wie eine neue Menschheit zu garantieren sei, leben oder lebten einmal in diesem Land."

GESPRÄCH ÜBER DIE ZEIT.

Zu **Karl Löwiths Buch „Von Hegel bis Nietzsche"**. Europa Verlag, Zürich 1941.

Die Absicht dieser Arbeit geht dahin, „die Epoche von Hegel bis Nietzsche wahrhaft zu vergegenwärtigen und also die philosophische Geschichte des 19. Jahrhunderts im Horizonte der Gegenwart zu umschreiben". Karl Löwith sucht sich dazu einen überzeitlichen Standpunkt der „Ewigkeit als der Wahrheit des Seins" aus und versucht der historischen Entwicklung gerecht zu werden, indem er jede persönliche Stellungnahme oder gar Wertung bewußt vermeidet. „Vor dem Ganzen der Zeit ist eine Epoche weder lobens- noch tadelnswert" und im Bewußtsein, daß der Mensch „kraft eines einzigen Strahles oder auch Funkens vom Sein der Ewigkeit alle Wechselfälle des Lebens überdauert" sucht Löwith jeden „Kompromiß oder Entscheidung" die eine Erkenntnis des Lebens zunichte machen, zu vermeiden. So bekennt sich der Verfasser also zu der absoluten Kontemplation gewisser indischer Religionen, die dadurch der Schuld der actio zu entgehen suchen; und wie der Löwithsche Geist sich vor der Entscheidung in der Gegenwart auf ein imaginäres außer raum-zeitliches Gestirn flüchtet, so wanderte auch dessen realer Träger nach Japan und nun Amerika aus, wo ihn aber unterdessen die actio in Form des Krieges ebenso eingeholt hat, wie sie ihn in Form eines Denkens, das sich entscheidet und verantwortungsvoll in die Wirklichkeit eingreift, überholen wird.

Einmal ist dieser Versuch, sich außerhalb des Stromes der Zeit zu stellen und gleichsam wie von einer Brücke herab dem tollen Treiben „da unten" zuzusehen, ein Ding der Unmöglichkeit, und zwar

genau so unmöglich, wie es dem Fische unmöglich ist, sich auf besagte Brücke zu schnellen — selbst wenn er es im Denken vollbringen könnte: denn irgendwie schwimmt der den Strom Betrachtende immer selbst im Strome mit, auch wenn er sich ins „Sein der Ewigkeit" erhebt — er bleibt doch Mensch dieser Erde! Und zum andern ist eben auch dies Abseitsstehenwollen ein Entscheid, auch der Wille zum Nichts ist ein Wille und bleibt ewig „Etwas". Ja, Wille zum Nichts, als solcher erscheint uns der Löwithsche Wille, um einer ohnehin fraglichen Erkenntnis des Lebens willen, sich jeder Entscheidung zu begeben. Wenn der Mensch bloß zum erkennen geboren wäre, hätte Gott ihn als ein Klumpen Gehirn auf die Welt gestellt, vielleicht noch mit einer Hand zum schreiben und mit einer Nase, um die Brille darauf zu setzen. Man verzeihe uns diese scheinbar ressentiment-geladenen Schopenhaueriaden, aber sie sind geboren aus der tiefen Trauer darüber, daß von den wenigen Menschen, die heute noch klar sehen, so viele aus Schrecken vor der Wirklichkeit, die sie sehen, in alle möglichen Realitäten und Irrealitäten flüchten, nein: flüchten wollen, denn eine Flucht aus der Wirklichkeit gibt es gar nicht, sie holt einem so unweigerlich wieder ein, wie der Krieg Löwith in Amerika eingeholt hat. Gerade weil dieses Buch Löwiths eine ganz hervorragende Analyse des 19. Jahrhunderts ist (abgesehen von der einseitig Hegelschen Blickrichtung, die z. B. einen Schopenhauer als quantité négligeable am Wege liegen läßt) und uns gerade dieses Jahrhundert wie keine andere Epoche die Probleme unserer eigenen Zeit aufschließt, gerade deshalb ist es uns doppelt unbegreiflich, wie sich Löwith einer Stellungnahme entziehen konnte. Er weiß uns auf jeder Seite mit seinen sicheren Prägungen, seiner bewußten Auswahl des Wesentlichen und seiner ungeheuren Belesenheit zu fesseln und zu bereichern — aber immer, wenn wir das entscheidende Wort erwarten, bricht er ab und das neue Kapitel beginnt. Es ergeht uns bei der Lektüre wie einem Schüler, dem der Lehrer des langen und breiten sämtliche historische Begebenheiten anführt, die etwa zum dreißigjährigen Kriege führten, um dann, wie die Spannung des Schülers am größten ist und er den Krieg schon beginnen sieht — abzubrechen und von etwas anderem zu erzählen. Es fehlen die Konsequenzen, das ist es, es fehlt das Leben, es fehlt die Wirklichkeit, es ist alles zu sehr sauber geordnetes Museum. Aber wenn unsere Zeit eine Wende ist, dann ist es die Wende, die uns aus dem Museum heraus in die Wirklichkeit führt. Ein Denken um des Denkens willen, das sich der Entscheidung bloß entzieht, um nicht schuldig zu werden, scheint uns, zumal heute, schuldbeladener als jede Entscheidung es nur sein kann. „Auch das Unterlassen ist ein Handeln, es kann ebenso schuldhaft sein wie das aktivste Eingreifen", sagt Nikolai Hartmann und er begreift den Unterschied zwischen Mensch und Tier gerade darin, daß sich jener entscheidet — was dieses nicht kann.

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen.

Der Buchhändlerverein Zürich

Restaurant, Bar

TEE- und ABEND-KONZERTE
im Gartensaal

Das Haus für alle Zusammenkünfte. - Klubzimmer für kleinere Gesellschaften. - Säle bis zu tausenden von Plätzen u. Gedecken. - Bühnen - Technische Einrichtungen für Film-Vorführungen usw. - Orgel

Das schweizerische Strafgesetzbuch in Tafeln

zusammengestellt u. herausgegeben von **Dr. Max Waiblinger**, Staatsanwalt-Pd. an der Universität Bern, in Colombini-Leinenband **Fr. 8.—**

Zu beziehen bei sämtlichen Buchhandlungen, oder direkt beim Verlag Merkur AG., Langenthal.

Lebensgarben

In Gedichten aus einem halben Jahrhundert

Von R. Geering-Christ

Hübscher Leinenband Fr. 6.50

„. . . R. Geerings Gedichte sind eine glückliche Verbindung von Gefühls- und Gedankenlyrik bei sicherem, formalem Können. Man wird diese Gedichte, deren Kennzeichen Wahrhaftigkeit und unwandelbare Treue zu seinen Idealen sind, immer wieder mit Gewinn zur Hand nehmen . . ."

«Zofinger Tagblatt» 31. Dez. 1941

(Kommissions-Verlag Rudolf Geering, Basel)

Neueste Wagen an Selbstfahrer

19 Pullman-Car

Spülen Sie den Mund mit

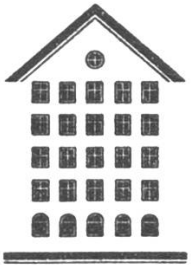
Borosmint

Herrlich erfrischendes, antiseptisches **Mundwasser.** Nimmt den unangenehmen Mundgeruch und Raucheratem. Unentbehrlich zur Ausübung einer modernen Mund- u. Zahnpflege. Fl. à Fr. 2.— und 3.50.

Winkelried-Apotheke, Zürich

Dr. F. Nipkow

Fenster



Kiefer Zürich

In der Tatsache, daß bisher allzuviel ohne Verantwortung entschieden wurde, liegt kein Grund, sich überhaupt nicht mehr zu entscheiden. Mag auch jede Entscheidung schuldbeladen sein, uns dünkt, am meisten Schuld lade sich jene Entscheidung auf, die sich entscheidet, sich nicht zu entscheiden. Diese Haltung führt zur absoluten Sterilität, zum Nihilismus, denn was kommt nach uns, wenn wir nicht mehr selbst leben — denn leben heißt sich entscheiden! — sondern nur noch vor uns Gelebtes zergliedern und ordnen und unsere einzige Entscheidung die zum — Nichts ist?

Es wäre vermessen, noch in wenigen Zeilen auf dies äußerst gehaltvolle Buch zu sprechen zu kommen, das wir hier säuberlich vom Standpunkte des Verfassers abtrennen möchten, denn rein als Historie betrachtet ist noch selten Besseres über das 19. Jahrhundert geschrieben worden. Wir beschränken uns damit, jedem um die Deutung der Zeitgeschehnisse Bemühten die Lektüre anzuraten. Möge er dann die Folgerungen daraus ziehen, denen sich Löwith entzieht.

Arnold Künzli.

Studentisches Leben

DIE MEDIZINSTUDENTEN EHREN IHREN ANATOMIE-PROFESSOR.

Gewaltig ist die Freude, welche uns Herr Prof. von Moellendorff mit dem Verzicht auf den Lehrstuhl für Anatomie an der Universität Göttingen bereitete. Die Vorlesungsstunde am Samstag, den 24. Januar, gestaltete sich zu einer herzlichen Sympathiekundgebung, zu der sich neben der üblichen Hörerschaft die Studenten der Klinik und sogar die Herren Professoren der medizinischen Fakultät eingefunden hatten. Tosender, langanhaltender Beifall, das akustische Produkt trampelnder Füße und klatschender Hände empfing den zu üblicher Stunde zu seinem Katheder schreitenden Lehrer.

In einer witzigen Ansprache schilderte der Vorklinikerpräsident das Bangen der Studentenschaft um den Entscheid ihres Lehrers und Freundes, der es so gut versteht, in persönlichen Kontakt mit jedem einzelnen zu kommen und auf diese Weise Begeisterung für sein Fach erweckt, — ein Bangen, das im Sinne kindlicher Naivität hofft, durch Artigsein alles zum Besten zu wenden. Und diesmal hat es sogar bei großen Kindern genützt. — Mit einer Sprache, die dem Bilderbuch des Medicus entnommen ist, wandte sich der Herr Dekan an die Zuhörerschaft. Geschickt färbte er dabei mit den verschiedenen zur Färbung mikroskopischer Präparate gebräuchlichen, nicht immer harmlosen Farben, sowie dem Instrumentarium des Histologen und Anatomen die heikelsten Vergleiche an, und betonte dann von der hohen Warte des Fakultätsvorstehers aus, die Freude über das Dableiben ihres Herrn Collegen.

Zum Schluß ergriff Prof. von Moellendorff selbst das Wort. Er verlieh seiner Rührung und seinem Erstaunen Ausdruck und leitete dann über zu den entscheidenden Beweggründen, die ihn zum jetzigen Entschluß veranlaßten. Manche Anekdote aus seiner Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität gab er zum besten. Ferner bekannte er, in Zürich, dem Zentrum regster medizinischer Forschungsarbeit, sich zu seiner Arbeit angespornt zu fühlen und sprach dann seinen Dank für das wohlwollende Entgegenkommen von Seiten der Regierung und Fakultät aus. Mit einer Mahnung, die ein „carpe diem" an die akademische Jugend enthält, die noch ungestört ihrer Arbeit nachgehen darf, schloß unser Lehrer die etwas „entgleiste" Anatomiestunde.

T. W., cand. med.

PROF. DR. OTTO FLÜCKIGER †.

Meistens, wenn wir vor dem Geographiekolleg zum Hörsaal strebten, trafen wir unseren Lehrer im Gange an, wie er, die Hände auf dem Rücken, langsam auf und ab schritt. So hat er sich vor der Stunde nochmals den Stoff zurechtgelegt. Wenn wir ihn schon von weitem sahen, freuten wir uns jedes Mal, auf sein freundliches Nicken oder gar auf die paar frohen Worte, die er stets für seine Studenten bereit hatte. Überhaupt hatte er immer ein Herz für die Nöte und Schwierigkeiten der Studenten. Nur schon dieses Bewußtsein gab uns in der Alma mater ein Heimatgefühl. Wohl manchem Neuling hat Herr Prof. Flückiger gleich zu Beginn des Studiums die letzte Fremdheit des Ortes und der Arbeit genommen.

Und dann die Studenten! Mit einer tiefen Liebe zur Heimat und zur Natur hat er uns die Einzelheiten nahezulegen gewußt, die nicht in Büchern zu finden sind. Bei jedem Gedanken, den er prägte, jedem Bildchen, das seine große Redekunst so lebendig vor uns erstehen ließ, konnte man fühlen, daß Herr Prof. Flückiger über dem Stoffe stand, daß er die Mosaiksteinchen zu einem vollendeten Bilde zu fügen vermochte. Die ruhige, väterliche Art seines Vortrages ließ gar nicht ahnen, wie leidenschaftlich, aber immer beherrscht, er sich im gegebenen Momente einsetzen konnte, wenn Unrecht und Unredlichkeit im Spiele waren. Nur wenige von uns Studierenden haben wohl gemerkt, wie tief eingewurzelt in unserem Lehrer, der in der Armee den Grad eines Obersten trug, die guten Eigenschaften des Offiziers waren. Ohne Worte hat er all das Schwere, das ihm das Leben nicht vorenthielt, getragen. Durch alle Widerwärtigkeiten hindurch hat sich sein zäher Wille mit ehrlicher, eigener Kraft hinaufgearbeitet auf jene Höhe, die immer noch nicht sein Ziel war. Durch sein ganzes Wesen und Wirken hindurch zog ein Suchen nach Wahrheit, nach der Reinheit der Natur, was sich wohl auch in seiner Liebe zur Musik offenbarte. Und wie wertvoll sind doch gerade jetzt Menschen und Lehrer, die nach der Wahrheit suchen!

Prof. Dr. Otto Flückiger †

Beilage zum „Zürcher Student“ Heft 9/10 Februar/März 1942

All diese Schätze hat Herr Prof. Flückiger mit ins Grab nehmen müssen! Leer und traurig stehen die Räume des geographischen Institutes da. Jede Wandkarte, jedes Bild, jeder Gegenstand im Hörsaal läßt uns traurig an den toten Gelehrten denken. Niemand ruft mehr freundlich „Herein!", wenn wir mit irgend einem Anliegen an die Türe zum Zimmer 216 klopfen, niemand kommt uns dann entgegen und drückt uns die Hand als stummes Zeichen dafür, daß man einem Menschen wie Prof. Flückiger alles sagen kann und immer Rat erhält. Nun soll uns sein heimeliges, gemütliches Berndeutsch nie mehr das Herz öffnen. Niemand mehr läßt uns spüren, daß wir auch Menschen sind, nicht nur Studenten. Ja, in Prof. Flückiger ist nicht nur ein großer Gelehrter und Lehrer von uns gegangen, sondern ein Mann, ein Freund.

Herr Prof. Flückiger, wir danken Ihnen! Wir danken Ihnen für den Unterricht, in dem Sie uns immer wieder der Wahrheit näher zu bringen suchten. Wir danken Ihnen für die warme Anteilnahme an unseren Nöten. Mit väterlicher Güte haben Sie sich unser angenommen; aus Ihrer reichen Erfahrung schöpfend haben Sie uns immer geraten.

Auch unsere kranken, leidenden Mitstudenten im Hochschulsanatorium Leysin danken Ihnen für Ihr warmes Herz, für Ihre Anteilnahme am Leiden jedes Einzelnen.

Wir Schüler wissen, was wir an Ihnen verloren haben: Einen gütigen Menschen und Lehrer, der uns ein Vorbild in unserem künftigen Leben sein wird. Seine Schüler.

BÜCHERSCHAU

FREUNDESWORT.

„Um die Jahrhundertwende hatte die lyrische Kunst eine hohe Zeit. Überall in deutschen Landen gab es Kreise junger Menschen, die das neue Buch eines Dichters wie Heilandswort ersehnten und gern ihre letzten Pfennige dafür hingaben. Freunde versammelten sich bald in behaglichen, bald in ärmlichen Stuben zu Vorlesungen; mit Entzücken wiederholte man sich die schönsten Strophen und klagte sich im stillen an, daß man sie nicht selbst geschrieben habe. Ja, wegen eines Gedichtes, das der eine anbetete, der andere verwarf, konnte es zu lang dauernden Entfremdungen kommen."

Solches berichtet uns Hans Carossa aus der Zeit seines Medizinstudiums im Buche: „Das Jahr der schönen Täuschungen". Auch heute gibt es noch junge Menschen, die neben dem Sezierbesteck oder den Digesten einigen Gedichtbändchen einen Ehrenplatz eingeräumt haben. Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke" findest du da, und die ewig neue Dichtung vom „Faust". Ja, neben den trockenen Aufzeichnungen aus den Vorlesungen ist oft der Entwurf für ein eigenes Gedicht zu entdecken. Ich wüßte davon zu erzählen, daß es auch heute noch zwischen jungen Leuten wegen eines ungünstig beurteilten Gedichtes zu Entfremdungen kommen kann. Allerdings vernimmt die Öffentlichkeit kaum laute Töne von solchen literarischen Auseinandersetzungen; denn alles übertönend hallt über die Erde der Lärm der weltanschaulichen Streite und wirtschaftlichen Machtkämpfe. Doch gerade im großen Kriegsgewitter sind

die Menschen zahlreicher geworden, die sich um die Poesie kümmern, weil sie erkannt haben, daß in schweren Stunden eine Strophe eines ewigen Gedichtes viel Trost geben kann. Merkwürdigerweise werden fast nur die Werke der toten Dichter gelesen, den Schöpfungen der lebenden gegenüber ist man mißtrauisch. Es ist, als ob man den lebenden Dichtern wegen ihrer Verstrickung ins unselige Zeitgeschehen keine unvergänglichen Werke zutrauen würde. Und doch gibt es unter uns Dichter, die den Zauber des Wortes nicht weniger gut zu beschwören verstehen als jene toten Magier der Dichtkunst, die unsere Verehrung mit dem Nimbus der Unsterblichkeit umgibt.

Gewiß, unendlich zahlreicher als die Dichter sind heute die Dichterlinge, und diese sind schuld, daß mancheiner die Werke der Zeitgenossen überhaupt nicht mehr beachtet, weil er von ihnen zu oft enttäuscht wurde. Ein Freundeswort ist daher oft nötig, um den Verärgerten auf ein Werk aufmerksam zu machen, dem jene Kraft innewohnt, von der die alten Märchen erzählen: „Wer den Schlüssel dazu besitzt, der kann der Ödnis der Wirklichkeit entrinnen und in einen verzauberten Palast eintreten, wo er Köstliches schaut und die Schauer der Schönheit erfährt."

Das Werk, dem unser Hinweis gilt, ist der im Atlantis-Verlag erschienene Gedichtband von Max Rychner. Es wäre eine unverzeihliche Überheblichkeit, wenn man die Poesie der Gedanken, den reinen Wortklang, den beschwingten Rhythmus dieser Verse mit prosaischen Worten schildern wollte. Vielleicht kann man mit einem bösartigen Seitenblick auf die kunstgewerblichen Erzeugnisse vieler laut gepriesener Dichter davon erzählen, was dieser Eine nicht gewaltsam in die willfährige Form der Verse preßt: „er hängt keine silbergehämmerte Mondsichel ins Blau der Nacht, er läßt das goldflimmernde Sonnenlicht nicht duften, und den roten Mohn nicht wie eine Drommete schallen". Die Verdrehung der Sinneswahrnehmungen (die Farben schallen, die Töne kann man riechen oder schmecken, Lichter hören), diese moderne Lieblingssünde vieler Dichter, würde man vergeblich im Werk Max Rychners suchen. Die Schönheit seiner Gedichte wird nicht so sehr durch eine eigenartige Verwendung der sprachlichen Kunstmittel begründet als durch die Poesie der Gedanken. Man gestatte mir, dies durch einige Verszitate zu belegen:

Du kommst...

Ferner Schritt mit der Macht, mir die Sonne zu trüben,
Weh! die Rose rauscht leblos in Blättern zur Erde;
Blind, erblindet bin ich, versteint vor Gewißheit:
Du, jetzt kommst du, entzauberst den seligen Garten!
Sommerglück dieses Tags! Wie gering wird nun alles,
Schöner Mensch, du, o Spur eines müßigen Gottes,
Feind so feindlich dir selber, Ersehnter, so schmählich,
Daß die Rose zerfällt, da du nahst, und ich zittre...

Der Gedichtband Max Rychners trägt den Titel „Freundeswort" mit voller Berechtigung. Gibt es einen schöneren Freundesdienst, als uns neue Lieder zu schenken und die beklemmende Last der Stummheit von uns zu nehmen?

Wieviel Stummheit ist noch in der Welt versteckt!
Wieviel Freude blieb noch von uns unentdeckt!
Ruf mich, Helle, mit dem Ruf, der auferweckt!

Dem Entdecker und Künder neuer Schönheit schulden wir für seine Gabe Dank. Der schönste Dank wäre wohl, wenn sich auch heute noch, „Freunde bald in behaglichen, bald in ärmlichen Stuben zu Vorlesungen versammeln würden, um sich mit Entzücken die schönsten Strophen zu wiederholen und sich im stillen anzuklagen, daß man sie nicht selbst geschrieben hat."

Bino Bühler, jur.

VOM URSPRUNG DER EIDGENOSSENSCHAFT.

I.

„Der Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesgründer." Von Prof. Karl Meyer. Verlag Huber & Co., Frauenfeld, 1941. 80 Seiten.

Das Thema ist jedem mehr oder minder bekannt. Warum soll also das alte Schulwissen nochmals aufgewärmt werden?

Der Grund liegt einmal im „Stoffe" selbst: In der wissenschaftlichen Erörterung über die Vorgeschichte des Bundesbriefes von 1291 stellte sich seit langem die Frage, wann eigentlich die erste Verbindung der drei urschweizerischen Länder stattgefunden habe. In die daraus entstandenen unsicheren Vermutungen hat nun kürzlich Prof. Karl Meyer in wahrscheinlich endgültiger Weise Licht gebracht, indem er als Jahr der ersten Verbindung 1273 erkannte. (Vergleiche auch sein wissenschaftlich gefaßtes Werk „Der Ursprung der Eidgenossenschaft", Zürich 1941.) Von dieser Feststellung aus muß die Grundlegung unseres Staates auf mannigfache Seiten hin neu dargestellt werden.

Dazu kommt nun noch der tiefere Grund. — Unser Land befindet sich wohl, rein aus der Perspektive der europäischen Machtkonstellation heraus gesehen, seit den 650 Jahren seines Bestehens gegenwärtig in der gefahrvollsten Entwicklungsstufe; dies zu behaupten, bewegt uns nicht die Sensationslust der letzten Jubiläumstage, sondern die sehr „sachliche" Einsicht in die geschichtlichen Zusammenhänge: Die Eidgenossenschaft entstand, als die universale Einheit des Mittelalters sich aufzulösen anschickte — und ihre Entwicklung verlief bis heute in jenem Gleichgewicht des europäischen Staatensystems, wo die Konflikte sich mehr um Vorherrschaft als um universale Machtstellung drehten. Die Gegenwart hingegen scheint sich vom Prinzip dieses Gleichgewichts endgültig abkehren zu wollen — auf welche Seite der Sieg sich auch neige.

Diesen Hintergrund spürt man in der vorliegenden kleinen Schrift in eindrücklicher Weise. Und zwar nicht etwa nach Art der vergangenen Geschichtsschreibung, daß da in gefühlvollen Wendungen von Freiheit und Brüderlichkeit die Rede wäre! Solche Gebärden sind uns heute nicht mehr nötig. Man spürt vielmehr hier das geschichtliche Pathos gleichsam hinter den Zeilen; es tritt im kraftvoll verhaltenen Stil in Erscheinung.

Die Sachlichkeit tut nun dem gleichsam populären Habitus, welcher bewußt zum Grundton gemacht wird, keineswegs Abbruch. Denn Gemeinverständlichkeit heißt hier nur, daß die wissenschaftliche Problematik des ganzen Themas beiseite gelassen ist, daß gewissermaßen nur noch der schöne Ertrag der Forschung zu besserem Genusse bereit gelegt ist. Das müssen wir voll zu würdigen wissen — wird doch lange nicht alles akademische Wissen auf solch unmittelbar fruchtbare Weise der Allgemeinheit zugänglich gemacht.

Und so bleibt uns denn nur noch die Empfehlung, recht mancher möge sich dieses Büchlein zum Abschluß unseres in tieferem Sinne so fragwürdigen Jubiläumsjahres erstehen. Er wird darin den immer von neuem fesselnden Bericht über die Begründung unseres Staates bis zur ersten großen Bewährung im Morgartenkrieg erfahren. Und eine solche Lektüre geschieht ja heute nicht mehr bloß aus „antiquarischem" Interesse, sondern viel eher, weil wir von Grund auf erkennen müssen, was eigentlich verteidigt werden soll.

H. B.

II.

Auf die Einladung der „Zeitschrift für schweizerische Geschichte", einen Überblick über unsere heutige Kenntnis von der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft zu geben, hat Prof. Karl Meyer geantwortet mit einer stattlichen neuen Gesamtdarstellung der schweizerischen Gründungsgeschichte. „Der Ursprung der

Eidgenossenschaft" ist als stattlicher Band von 360seitigem Umfang im Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich, erschienen.

Als bester Kenner der schweizerischen Gründungsgeschichte faßt Prof Karl Meyer in seinem neuen Werk die Erkenntnisse zusammen, die er bereits in früheren Studien gesammelt hat. Im Gegensatz zu Meyers bisherigen Abhandlungen ging es diesmal weniger darum, von innen, von der Absicht und der Methode der alteidgenössischen Chronisten wie der österreichischen Publizistik her den Bund von 1291 zu bestimmen, als vielmehr für die Identifikation und für die Geschichtlichkeit der ursprünglichen Bundeserzählung noch weitere neue Zeugnisse von außen, von den Urkunden her zu erbringen.

Weniger vom Dreiländerbund von 1291 ist bei Karl Meyer die Rede, dessen 650jähriges Bestehen wir eben feierten, als vielmehr von jenem älteren Bündnis, auf das 1291 ausdrücklich Bezug genommen wird, auf die Datierung und Veranlassung jener „antiqua confoederationis forma". Noch mehr als beim Bund von 1291 waren bei diesem Vorgänger die Tendenzen umstritten, und seine Datierung schwankte gar um volle 51 Jahre, zwischen 1240 bis 1291.

Karl Meyer hat das Verdienst, diese Frage völlig eindeutig abgeklärt zu haben. Die Schwierigkeit bestand nämlich darin, daß jener älteste Bundesbrief nicht mehr erhalten ist; wie der deutsche Diplomatiker Harry Breßlau 1895 nachwies, handelte es sich bei der Bundeserneuerung von 1291 — mit Ausnahme des Richterartikels, der im Gegensatz zu den alten Artikeln in erster und nicht in dritter Person abgefaßt ist — um eine wörtliche Bestätigung des früheren Bundestextes. Unter Berufung auf einen Meister der Bündnispolitik wie Bismarck kann Meyer sagen, daß Bündnisse nur dann erneuert werden, wenn wieder die gleiche Konstellation und Bundestendenz eintritt wie bei der Vertragsgründung. Ohne hier näher darauf eingehen zu können, ist es Meyer mit geradezu minutiöser Umsicht gelungen, den Nachweis zu erbringen, daß es eine analoge Zeitkonstellation zu 1291 während des ganzen 13. Jahrhunderts nur ein einziges Mal gab: im Sommer des Jahres 1273.

Gleichzeitig liefert Meyer den schlagenden Beweis dafür, daß es sich beim alten Bundestext von 1273 nicht — wie Breßlau und andere ihn als mit höchster Bestimmtheit interpretieren wollten — um eines der vielen, harmlosen und unpolitischen Landfriedensbündnisse des 13. Jahrhunderts handelt, sondern um ein Bündnis von unwiderleglich hochpolitischem, scharf habsburgfeindlichem Gepräge. Wenn, wie schon Ranke betont hat, Staaten vorab wider äußere Gegner entstehen, wenn auch kein einziger hoch- oder spätmittelalterlicher Landfriedensbund zum Staate geworden ist, die Eidgenossenschaft jedoch ein Staat ist, so deshalb, weil schon ihr Urgrund „ein engstes, hochpolitisches Bündnis freier Gemeinden, auf ewig gegründet wider einen mächtigen Dauergegner" darstellt.

Ausgangspunkt für das Bündnis von 1273 zwischen Uri, Schwyz und Nidwalden war der von Graf Rudolf im Frühjahr des gleichen Jahres von der schwachen Nebenlinie Habsburg-Laufenburg erfolgte Kauf der öffentlichen Hoheitsrechte (d. h. Vogteien) über Schwyz und Nidwalden. Beide Länder nahmen sofort den Rechtsstandpunkt ein, frei und unabhängig von jeder Herrschaftsgewalt zu sein. In der Tat hatten die Schwyzer 1240 von Friedrich II. ihren Freiheitsbrief erhalten; dieser behielt seine Bedeutung auch nach der rudolfinischen Gesetzgebung 1274 und 1281 bei, da diese nur die seit der Absetzung Friedrichs 1245 ergangenen Verfügungen kassierte. Nidwalden bestand, wie Meyer in einem Exkurs ganz neu und wider bisherige Auffassung feststellt, in der überwältigenden Mehrheit seiner Talbevölkerung aus Freien. Was Graf Rudolf also 1273 kaufte, waren

nur beanspruchte, nicht aber wirklich ausgeübte Rechte. Die unmittelbare Antwort darauf der erste Dreiländerbund! Eine großzügige Präventivpolitik aber stellte die Leiter des Paßtales Uri an die Spitze der Bundesgemeinschaft, weil ihnen die Eigengesetzlichkeit der großen Politik vertraut war: „Sie wußten, daß allein schon in der geschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Lage eines Machtstaates Versuchungen zur Expansion liegen, die sich durchsetzen, ob der einzelne Staatsleiter diese weiteren Ziele jetzt schon plant oder nicht."

Eigentlicher Bundeszweck aber ist — und das beweist die Bündnisverpflichtung als das Entscheidende —, außer der genannten persönlichen Vollfreiheit, die politische Unabhängigkeit und selbstverständlich auch Selbständigkeit der freien Genossenschaften, der Talgemeinden, für die man sich uneingeschränkte Hilfe verspricht. Karl Meyer nennt daher den ältesten Dreiländerbund das „unbedingteste und klauselfreieste Hilfsgelöbnis aller eidgenössischen Bünde" und dessen Hilfsgelöbnis das „feierlichste und engste, das die ganze eidgenössische Geschichte kennt".

Warum wurde der innere Zusammenhang zwischen dem habsburgischen Kaufvertrag und dem ältesten eidgenössischen Bündnis nicht früher erkannt? Meyer weist überzeugend nach, daß Schwyz nicht, wie man bisher glaubte, sich nach 1240 den Laufenburgern wieder unterwarf; sonst hätte es ja höchstwahrscheinlich seinen Freiheitsbrief wie die Obwaldner ausliefern müssen. Obwalden stand mit Nidwalden einerseits über den Kampf zwischen Kaiser und Papst hinaus in langwieriger Fehde, anderseits war es von Schwyz durch den See getrennt, war Nachbar des kaiserlichen Wolhusen, so daß viele Talleute das Haus Habsburg-Laufenburg als den in der Ferne residierenden und territorial abgetrennten Gegengrenzler weniger gefährlich hielten als die unmittelbar anstoßenden Herrschaftsgebiete. Bis 1285 laufenburgisch, wurde es dann von Oesterreich usurpiert. 1273 brachte also Graf Rudolf nicht ganz Unterwalden an sich, sondern nur Stans und Buochs, d. h. Nidwalden. Und wenn Obwalden erst um die Jahreswende 1291/92 dem erneuerten Bündnis beitrat, nicht schon im August 1291, so erklärt sich dies aus der gleichen Zwangslage heraus, bis diese dann durch Beseitigung des österreichischen Druckes in Luzern ihrerseits beseitigt, für Obwalden die Gefahr vor Rückschlägen damit gemindert und die Vereinigung mit Nidwalden zur Gesamttalschaft Unterwalden mit dem Rückhalt der beiden andern Waldstätte gegeben war. Von den habsburgischen Praktiken her, stets, koste es was es wolle, so viel Reichsgut als nur möglich fest in die Hand österreichischer Funktionäre oder Parteigänger zu bekommen, läßt sich schließlich auch die waldstättische Reichsfeindschaft erklären.

Bereits die Hohenstaufen hatten, wenn sie sich davon einen momentanen Vorzug versprachen, die freien Bauern der Waldstätte als willkommenes Schacherobjekt behandelt. Noch größer aber mußte das Mißtrauen der Bergleute werden, als das Reich in der rudolfinischen Zeit in engster

Bundesgenossenschaft — in Personalunion — mit Habsburg ihnen entgegentrat. Die Trennung vom Reich als innere Voraussetzung wurde denn schon früh vorausgesehen, ja 1273 und 1291 schon vorgezeichnet, indem weder das Römisch-deutsche Reich noch sein König erwähnt werden. Vielmehr betrieben die Eidgenossen eine Politik auf lange Sicht, besaßen eine zähe Beharrlichkeit und eine unverbrüchliche innere Einigkeit, die jede Unterminierung vereitelte und auch Rückschläge mit ingrimmigem Harren und Hoffen zu überwinden half. 1291 bedeutete die Wiedergewinnung der Reichsunmittelbarkeit, noch mehr: höchstmögliche Freiheit sogar gegenüber Kaiser und Reich; denn tatsächliche Unabhängigkeit hatte man im Gründungsmonat des alten Bundes genossen. Und so verstehen wir, wie aus dem Abwehrbund von 1273 der Befreiungsbund von 1291 wurde, von dem Meyer seine Darstellung weiter führt bis auf Maximilian, gegen dessen am Morgarten vereitelten Bezwingungsversuch der Siegesbund von Brunnen aufgerichtet wurde als letzte Bekräftigung der beiden früheren Bündnisse. Von hier aber führt ein gerader Weg den stählernen Block des siegreichen Dreiländerbundes, der die Nachbarkommunen magnetisch anzog, zur Ewigen Richtung von 1474 und zum Schwabenkrieg von 1499. Hermann Sommer.

Paul Häberlin: Leitfaden der Psychologie. 2. umgearbeitete Auflage. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld.

Die anspruchslose, fast etwas schulmeisterlich klingende Ankündigung eines „Leitfadens der Psychologie", den uns Paul Häberlin in zweiter umgearbeiteter Auflage hier vorlegt, vermag dem tatsächlichen Gehalt dieses kleinen Buches in keiner Weise gerecht zu werden. Denn dieser Leitfaden wächst sich zum festgefügten Gedankengebäude einer Weltanschauung aus, deren Fundament im gesamten Philosophieren Häberlins, vor allem aber in seiner philosophischen Anthropologie zu suchen ist. Ja, dieses Buch scheint uns selbst zu einer solchen Anthropologie — in gedrängtester, sprachlich mit letzter Meisterung gestalteter Form — ausgewachsen zu sein.

Häberlin betrachtet den Menschen („organismisch" würde v. Neergaard sagen) als einen organisch aufgebauten Staat, dessen politisch verantwortliche Führerin die **Seele** ist. Und wie es in einem Staate so Sitte, treibt diese Seele Außenpolitik wie Innenpolitik, ja, in der von Staatsgeschäften freien Zeit findet sie sogar genügend Muße, um sich mit sich selbst zu beschäftigen. Der **Leib** ist Häberlin der „intime innenpolitische Verkehrspartner" der Seele, den sie aber kraft ihrer eigensinnigen, absoluten Herrschaft selbst bildet und ständig umbildet. Krankheit wird so zu einem „Mißerfolg der Innenpolitik", eine „politische Störung". Was die Seele aber charakterisiert, das ist ihr eigensinniger, unbändiger „Wille zum Menschen", wie ein trotziges Kind seine Marotte, so will die Seele überall diese ihre Idee realisieren: den Menschen. In dem Kampfe um die Verwirklichung ihrer Staatsmaxime, des Staates „Mensch", steht der Seele eine bewaffnete Macht zur Seite, die sie in allen jenen Bestrebungen unterstützt, die auf die individuelle Sonderexistenz des Menschen, auf dessen Selbsterhaltung gerichtet ist: der **Trieb.** Der Trieb ist immer das egoistische, subjektive Interesse der Seele, doch da es in diesem Staate auch eine Zensur gibt, die aber seltsamerweise die politischen Sonderinteressen der absoluten Herrscherin nicht fördert, sondern zurückbindet, stößt dieser Trieb auf den Widerstand des **Gewissens.** Gewissen bedeutet Häberlin „die in der Objektivität ihres Interesses begründete selbstkritische Haltung der Seele, in welcher sie ihren eigenen, auf Verewigung ihres Menschen gerichteten Eigensinn grundsätzlich ablehnt. „Das Gewissensideal ist das Prinzip der Sittlichkeit, das den Verzicht auf das Wohl zugunsten des Heils der Seele verlangt. Doch da das Heil, das Ideal der Sittlichkeit, nie erreicht werden kann, begnügt sich der Mensch mit einem Kompromiß zwischen Trieb und

Gewissen: der **Moralität.** Dieser Kompromiß kann bis zum „chronischen schlechten Gewissen" des Minderwertigkeitskomplexes führen und dort, wo die Seele „hinter allen moralischen Unzulänglichkeiten das radikal Böse ahnt", schlägt die Verzweiflung der Moralität um in die Gewißheit der **Religiosität.** „Der religiöse Glaube ist in der Tat die positive Seite der Erfahrung der Seele von ihrer radikalen Unzulänglichkeit."

Häberlin sieht das Seiende als Einheit und alles Individuelle ist ihm bloß Seinsweise des einen Seienden. Der Sinn des Seienden ist frei von jeder Zweckgebundenheit, er liegt in ihm selbst. Diese zweckfreie, auf die Idee der Einheit des Seienden gerichtete, absolute Objektivität nennt Häberlin **Geist.** Geist ist also jene neutrale, überparteiliche, das Ganze im Auge behaltende Instanz, zugunsten derer das Gewissen an der Subjektivität des Triebes Kritik übt. So zeigt sich das geistige Lebensideal in harmloser Lebensbejahung, uninteressiertem Spiel und Sport, zweckfreier Geselligkeit. Aber auch hier vermag der Mensch nur in Kompromissen zu leben, indem religiöse oder moralische Zwecke die Reinheit der Objektivität trüben. So liegen „die wirklichen Gemeinschaften immer irgendwo zwischen der reinen Gemeinschaft und dem Komplott."

Nur das nackte Gerüst vermochten wir hier aufzuzeigen, jenes geistigen Monumentalbaus, den Häberlin uns in seinem Buche schenkt. Aber schon dieses Gerüst zwingt uns Ehrfurcht ab vor dieser mit letzter Klarheit und Disziplin vorgetragenen Leistung und was uns dies Buch ganz besonders nahe bringt ist dessen Lebensnähe, die jeder geistigen Spekulation abhold ist und sich auf die Betrachtung der Phänomene dieser Erde beschränkt. Das Absehen von jedem Absolutheitsfanatismus und die Bescheidung auf die schicksalshafte Kompromißgebundenheit unseres Lebens läßt uns nicht nur den Philosophen und Psychologen, sondern auch den Pädagogen Häberlin spüren, der die lockenden Früchte der Erkenntis wohl sieht, sich selbst und seine Schüler aber zum Pflücken des Obstes unserer irdischen Gärten anhält. Die menschliche Wärme des Basler Lehrers durchschlägt das rein Wissenschaftliche und überträgt sich auf den suchenden Leser. ak.

Das Geisteserbe Finnlands. Rudolf Meyer: Der finnische Mythos und das Volksepos „Kalewala". Verlag Rudolf Geering, Basel 1940. Preis Fr. 4.75 (105 Seiten).

Schon längst hatte man das Bedürfnis, das nordische Volk, das seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges die Weltöffentlichkeit interessierte, in seinem Wesen gründlicher und tiefer zu erfassen. Die Bücher, die in der letzten Zeit über Finnland und über den finnischen Menschen erschienen sind, werden durch Rudolf Meyers Untersuchung, die aus dem Mythos heraus die Volksseele zu ergründen sucht, in wertvoller Weise vermehrt. Der Verfasser bemüht sich, die „Bildersprache des Mythos", die uns das Volksepos „Kalewala" bietet, zu deuten, einerseits dadurch, daß er die Zusammenhänge mit den schon geklärten Tatsachen der germanischen Mythologie verständlich macht und anderseits, daß er Anschauungen und Begriffe der anthroposophisch gerichteten Mysterienbetrachtung Rudolf Steiners zur Hilfe heranzieht.

Die Abfassung des Epos fällt in die Zeit der europäischen Romantik, in der hauptsächlich die germanische Altertumskunde die Mythologie zum Wissenschaftsgebiet erhoben hat. Elias Lönnrot hat 1828 bis 1831 die im Volke noch lebendigen Zaubergesänge gesammelt und sie, selbst schöpferisch gestaltend, zu dem Epos zusammengefügt, das 1849 seine endgültige Gestalt erhielt. Schon Castrén hatte auf die überraschende Ähnlichkeit mit der Edda hingewiesen und die Tatsache, daß die Mythologie der finnisch-ugrischen Stämme, die sprachlich zur ural-altaiischen Rassengruppe gehören, ihre germanischen und griechischen Entsprechungen hat, gibt Anlaß nach Rudolf Steiner auf eine Mysteriengeschichte der Menschheit überhaupt zu schließen.

Nach der anthroposophischen Auffassung hat die Menschheit drei Seelenzustände zu durchlaufen, bis sie zur vollen Ausgestaltung gelangen konnte. Die drei Zustände werden als Empfindungsseele, Verstandesseele und Bewußtseinsseele bezeichnet, die im „Kalewala" je durch eine Gestalt verkörpert sind. So führt das Epos durch das Schicksal der drei mythologischen Helden uns das Schicksal eines ganzen Volkstums vor Augen, das aus dem magischen Urzustand einer Empfindungsseele bis zum Bewußtsein des geschichtlichen Menschen fortschreitet. Der Werdegang wird von Rudolf Meyer mit feiner Konsequenz durchgearbeitet und dargelegt. Sehr schön werden verschiedene mythologische Vorstellungen gedeutet, wie die des Eies, des Eisens und des Baumes, der die tiefwirkenden Zusammenhänge zwischen den Wachstumskräften der Bäume und den Lebensgewohnheiten eines Volkes aufdeckt. Weniger überzeugend ist die Deutung des geheimnisvollen „Sampo" als „Bildekräfteleib", der ätherisch den gesamten Organismus des Lebens durchflutet. Die anregend gestaltete Untersuchung wird aber durch die der anthroposophischen Geisteswissenschaft verpflichteten Anschauungen nicht weniger wertvoll. Das Buch leitet über das bloß Lokale hinaus zu den Problemen, die sich mit dem Ursprung und dem Schicksal jedes Volkstums beschäftigen, indem es die eigentlichen Hintergründe der Mythologie überhaupt zu durchleuchten versucht. oWo.

„Die Verbannten von Wjatka". Drama von **Paul Bühler.** Rudolf-Geering-Verlag, Basel 1941.

Dieses neue Drama in fünf Akten von Paul Bühler überrascht durch seine Fülle, wie durch seine Dürftigkeit: Fülle im Reichtum an innerer Handlung und Entwicklung, an leuchtender Symbolkraft und echt dramatischer Bezüglichkeit, — Dürftigkeit in den Gestalten und in der Formung der großen Szenen. Trifft auch dieses Werk einen aktuellen Kreis unseres Erlebens, und überzeugt es durch seine Unerbittlichkeit und Menschlichkeit zugleich, so läßt es doch keine Begeisterung zu und rührt kein Mitgefühl auf. — Der Geist Rußlands selbst hat den Samen zu einem großen Werke in die Furchen eines genialen Hirnes gelegt. Aus Witbergs Kopfe, Baumeister Alexanders I., sprang der Gedanke zu einem Tempel der Freiheit und der Liebe auf. „Alles aber ruhte auf dem Fundament des Opfers." Schon ist das Werk bis zum ersten Bau, „der wie ein Sarkophag schon aus dem Boden wuchs" gediehen. Hofintriguen gegen Witberg verhindern den Weiterbau. An der Unfähigkeit des Menschen zum Opfer scheitert das Werk. —

Witberg teilt sein Schicksal. Die Herrschaft des Zaren muß das Ansehen von Glück bewahren. Dafür besteigt Nikolaus „das Schwein" den Thron und dafür gehen die großen Geister nach Sibirien, — unter ihnen Witberg, Herzen. —

„Die Idee hochhalten, heißt den Ungeist überdauern." Aber Witberg wird schuldig, weil er sein Schicksal verachtet. Es wäre vergebens, die Verbannten von Wjatka zu befreien, denn „überall ist dein Gefängnis, wo du das Schicksal nicht anerkennst." Und noch einmal bekennt Witberg am Schluß: „Überall in unserer Selbstsucht sind wir im Kerker." Darum will er zuletzt Zar Alexander in der Metempsyche des Pilgers Kusmitsch glücklich machen.

Die Zeichensprache Bühlers ist nicht Fläche, sondern hochentwickelte Kunst des Reliefs. Die Erscheinungen beweisen straffsten Gestaltungswillen. Sie sind Funktion, nicht Stimmung: Tiergestalt, Engel (Natascha), der Geist Rußlands, — und später Totenzug, Kinderzug, Pilger. —

Natascha ist die jeder Menschlichkeit entrückteste Figur des Spiels. Ein Grauen befällt uns vor Witbergs Ausspruch: „Ich weiß doch, du kannst nur lieben, wo du dich für etwas Großes begeistern kannst." So erscheinen im ganzen Drama nur wenig menschliche Züge, die die dünne Geistigkeit

dieser Figuren erdenhaft beschweren. Aber seine Konsequenzen erschüttern uns trotzdem:

Witberg: „Was hat dich denn so maßlos vom Leben abgeschreckt?"

Pilger: „Seine Unvollkommenheit."

Und Witberg am Bette seines taubstummen Kindes: „Die Schönheit leuchtet am Unvollkommenen besonders hervor." oc.

Lebensgarben in Gedichten aus einem halben Jahrhundert, von R. Geering-Christ. — Verlagsbuchhandlung der Europa-Union, Basel 1941.

Poetische Selbstbiographien sind heute zur Seltenheit geworden, und wir sind erstaunt, daß solch ein glühender Pazifist und Vorkämpfer einer Europa-Union auf christlicher Grundlage zum so zerbrechlichen Gebilde des Verses griff, um für seine Sache zu kämpfen. R. Geering-Christ ist eine jener zarten Seelen, die die Wirklichkeit täglich verwundet, da sie ein Bild absoluter Reinheit, absoluten Friedens, in sich tragen, dem eben diese Wirklichkeit so grausam widerspricht. Und aus diesen Wunden scheinen all die Gedichte zu fließen, die nun als „Lebensgarben" vorliegen. Es ist Gesinnungspoesie mit all ihren Mängeln und Schönheiten — Mängeln der Form, Schönheiten des Gehaltes. Eine Ballade wie die „Vision in der Neujahrsnacht 1903/04" konnte aber, auch rein als Dichtung besehen, nur ein echter Dichter schreiben, dem ein Gott zu sagen gab, was er leide. An die Lauterkeit der Gesinnung hier mit Worten zu rühren, wäre vermessen und wir wagen nur den Wunsch, daß sie der vorgestaltete Ausdruck eines kommenden Europa sein möge. Echt schweizerisch mischt sich in diesen Lebensgarben Persönlichstes mit Nationalem, Nationalstes mit Europäischem, Europäisches mit rein Christlichem und voller Ehrfurcht stehen wir vor diesem Dokument eines im Kampf für Frieden, Freiheit und Recht erfüllten Lebens, dessen Grundsatz es war:

„Wo immer auf meinen Lebenswegen
Mir Unrecht und Rohheit traten entgegen,
Hab nie ich feig mich zur Seite gedrückt,
Und frisch die Waffe des Geistes gezückt.
So hab ich den Kampf für das Recht mir erkoren
Und ewigen Krieg dem Kriege geschworen!" ak.

„Saat und Ernte". Ausgewählte Novellen von **Jakob Boßhart.** Mit einem Vorwort von Fritz Hunziker. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.

Das schwere Leben, das Jakob Boßhart vom Schicksal beschieden war, zog seine harten Züge auch bis ins dichterische Werk dieses Bauernsohnes, der in der Stadt keine rechte Heimat finden konnte und sich Zeile für Zeile seiner Dichtungen der täglichen Kleinarbeit und einem drückenden Leiden abringen mußte. Dieses Schwere, Dunkle, Harte, selten von einem fröhlichen Zug Durchblitzte seiner Erzählungen ist wohl mit schuld daran, daß diesem Dichter in weiteren Kreisen noch nicht jene Beachtung geschenkt wird, die ihm gebührt. Vielleicht ist auch die zünftige Schweizer Literarhistorie nicht ganz unschuldig an diesem bedauerlichen Zustand, sie ist oft von unseren anerkannten Großen, den Gotthelf, Keller, Meyer allzusehr gefangen, als daß sie noch die Unvoreingenommenheit besäße, die Größe noch nicht voll Anerkannter zu sehen. Und dann ist Boßhart auch selbst etwas schuld: denn meistens kennen wir ihn bloß aus seinem großen Zeitroman, der im Dunkel des Proletarierdaseins der letzten Weltkriegszeit lebt und so den Namen Boßhart mit dem öden Grau und dem Schmerz und der Qual eines „Hundertseelenhauses" umgibt. So ist dem Verlag Huber nicht genug zu danken, daß er uns eine Auswahl der Novellen Jakob Boßharts in einer volkstümlichen Ausgabe auf den Tisch legt, denn in der Novelle war Boßhart Meister und wenn auch hier die dunklen Saiten vorwiegend angetönt werden, so läßt sich doch eine Novelle wie etwa „Der Festbauer" unbeschadet neben Gottfried Kellerschem Lebensoptimismus

sehen. Aber nicht Keller ist es, dem wir Boßhart vergleichen möchten, sondern Gotthelf, und wir sind erstaunt, daß dieser Vergleich bis heute entweder abgelehnt oder vernachlässigt wurde, was wohl aus einer falschen Betrachtung Gotthelfs rühren mag. Denn was uns Gotthelf so nahe bringt, ist sein unmittelbares Ansprechen des zutiefst Menschlichen, sein Fußen im Emmentaler Bauernboden das uns unbegreiflich erscheinen läßt, wie ein Walter Muschg das Mystische in Gotthelf so betonen kann. Und hierin ist ihm Boßhart durchaus ebenbürtig. Nicht auf ideelle Gehalte kommt es an, sondern auf diesen gemeinsamen Boden, auf dem und aus dem die beiden Dichter wuchsen. Echtes Schweizer Volksleben ist hier in die Dichtung eingedrungen und ermöglicht es so uns Städtern, die wir selbst leider allzuoft den Kontakt mit dieser Bauernwirklichkeit verloren haben, den Zugang zu jenen, die uns das Brot säen und ernten, wieder zu finden. Zum schönsten aus diesem Novellenbande gehört so das Erntefest im „Der Festbauer", wie sich diese Novelle überhaupt unter den besten Werken schweizerischer Dichtung sehen lassen darf. Ein weiter Graben trennt diese Darstellung urmenschlicher Gehalte von jeder Art Heimatkunst und so malt Jakob Boßhart in kräftigen Zügen am Bilde des Schweizer Menschen mit, jenes Menschen, der uns allen Vorbild ist. Nicht umsonst ist unser Dichter oft mit einem andern unserer großen Menschenmaler verglichen worden — mit Ferdinand Hodler. Allein schon dieser Vergleich läßt uns seinen Gehalt erahnen und wir wünschen diesem Novellenbande einen ebenso unmittelbaren Zugang zum Herzen des Volkes, wie ihn die Bilder eines Hodler gefunden haben. ak.

„Wilder Urlaub". Roman von **Kurt Guggenheim.** Schweizer-Spiegel-Verlag, Zürich 1941.

Alles in diesem Buche bewegt sich am Rande des Abgrundes. Ein Schritt auf die Seite würde es zerstören: Leutnant Hablützels unmotiviertes Auftreten und Benehmen unwahrscheinlich, Lorlis Tod sentimental, Emma Quadri literaturunfähig. Aber der tüchtige Schweizer Soldat Hermelinger hält sich durch seine eigenständige, jeder Einbildung überhobene Art, durch die Gesundheit seiner Instinkte, durch seinen Mangel an raffinierter Intelligenz und schwärmerische Phantasterei. Und so wird auch der Dichter am Sturze verhindert, da er mit einem dem Tempo der Ereignisse zwar gemäßen, doch jeder Übertreibung baren Stil seinen Helden durch die Erlebnisse einer Nacht treibt. Formal ist dieses Buch allerdings ein seltenes Meisterwerk. Die Führung des Geschehens aus absoluter Überlegenheit über den in mehr als einer Hinsicht heiklen Stoff, und trotzdem die unheimliche Unmittelbarkeit der Schilderung, die Lebensnähe aller hier auftretenden Personen: Der junge Leutnant, die „Emma", der H. D.-Soldat, die Wirtin, Wm. Epper, und alle andern. (Aber man muß lange Soldat gewesen sein, um den Hauch ihrer Wahrhaftigkeit so recht zu spüren.) —

Meisterlich ist die Erzählung komponiert. Man beachte die kunstvollen Generalpausen, das symbolische Leitmotiv der geschwollenen Backe, die öfters wiederholte Überschau über das Geschehene, das Zusammenraffen des bereits Erlebten. So entsteht aus dem Nacheinander ein Ineinander und Miteinander der Eindrücke, die schließlich Mitr. Hermelinger glaubhaft zur Selbstanklage führen. — Den formalen Vorzügen steht unzweifelhaft eine gewisse Gefahr gegenüber. Der einfache Leser wird kaum einem Auflodern seiner Ressentiments wehren: Denn Eppers gibt es viele, aber der Fall Hermelinger ereignet sich verhältnismäßig selten. Es scheint auch in den Szenen mit Leutnant Hablützel trotz der Sympathie, die er mit seiner Handlungsweise verdient, die Frage der militärischen Subordination keine restlose Aufhellung gefunden zu haben. Gewiß ist die Unparteilichkeit des Dichters ein genügendes Aequivalent, und seine Nüchternheit und Sachlichkeit tut wohl. —

Wir möchten deshalb das Werk ganz besonders allen diensttuenden Kommilitonen warm empfehlen. oc.

„Inseln der Götter" von **Gotthard Schuh.** Morgartenverlag, Zürich 1941.

Wenn es immer noch Menschen geben sollte, die im Photographieren nur den gleichsam mechanischen und nicht auch den eminent künstlerischen Akt erblicken, dann seien sie auf dieses Buch verwiesen, in dem uns Gotthard Schuh durch das Auge seiner Kamera wie durch sein menschliches Auge das Faszinierende einer Reise durch Java, Sumatra und Bali beschwört. Die Photographien gehören wohl zum besten, was wir über diesen Gegenstand besitzen und sie sprechen dasselbe aus wie der sie begleitende, oft eigenwillig aphoristische, bewußt als Untermalung dienende Text: daß hier nicht ein Weltenbummler, sondern ein leidenschaftlich vom Zauber der Südsee in Bann Geschlagener uns mit seinen Erlebnissen seinerseits zu bezaubern sucht. Gotthard Schuh ist der echte Schweizer, der sich überall am liebsten unbemerkt unters Volk mischt — auch wenn's Indier sind! — und hier im Stillen seine Beobachtungen anstellt. So gelang es ihm, hinter die Fassade zu dringen, die die von unserer Zivilisation verdorbenen Balinesier und Javaner dem sensationshungrigen Europäer zu zeigen gewohnt sind und wir erleben die ureigensten Bräuche und Sitten der Einwohner mit. Und für die Echtheit der von Gotthard Schuh gesammelten Bilder spricht wohl am eindringlichsten die in uns geweckte Sehnsucht nach dem verlorenen Reiche mythischer Einheit, in dem sich jene Völker Niederländisch Indiens heute noch bewegen. zl.

Genie des Herzens.

Eine Lebensbeschreibung Johann Caspar Lavaters. Von Mary Lavater-Sloman. Morgarten Verlag Zürich.

Welch seltene Gabe ist Mary Lavater-Sloman doch beschieden: eine Lebensgeschichte zu schreiben, die uns fesselt und ergreift und von der ersten bis zur letzten Zeile in Atem hält, und die doch im strengsten wissenschaftlichen Sinne Biographie ist. Lavater ersteht so lebendig vor unsern Augen, daß man sich für die Stunden der Lektüre wahrlich ins alte Zürich der Bodmer, Breitinger, Hirzel, Heß, Schultheß, Orelli und wie sie alle heissen, versetzt fühlt. Wenn der Pfarrer zu St. Peter mit dem feinen, bleichen Gesicht am Arme Goethes leibhaftig ins Zimmer träte, man wüßte nicht, ist's Wahrheit oder Traum? Mit welch fraulicher Einfühlungsgabe, mit welcher Liebe und mit welchem Riesenfleiß muß sich die Verfasserin in die Berge von beschriebenem und zum Teil noch gar nicht gesichteten Papier hineingearbeitet haben, um uns dies Buch eines seltenen Lebens als ein selten lebendiges Buch zu schenken. Und wie bescheiden tritt sie hinter das Dokument der Zeit zurück und läßt kein einziges ihrer Worte unbelegt: Briefe, Zeitungsartikel, Bücher, Gespräche werden zitiert, aber all diese Zitate leben und sind gesprochen, sind nicht bloß wissenschaftlich verarbeitet. Darin besteht der Vorzug einer solchen Art von Biographie gegenüber jeder rein wissenschaftlichen Arbeit: daß der Geist, dieser Widersacher, die Seele und das Leben am Leben läßt, daß wir als Leser nicht bloß mitdenken müssen, sondern miterleben, und hier bei Lavater meist miterleiden können. Der Eindruck ist so viel unmittelbarer, haftender und jeder zerpflückenden und toten Wissenschaftlichkeit bar, obschon diese Wissenschaftlichkeit hier in aller Strenge durchgeführt ist. Mary Lavater-Sloman ist auch der Gefahr entronnen, aus ihrem Helden einen „Helden" zu machen, sie hält zwar nicht mit ihrer Sympathie zurück, aber begründet sie und läßt nicht nur die Feinde Lavaters zu Wort und Schrift kommen, sondern verhehlt uns auch seine Schwächen, besser: seine Schwäche nicht.

Nun ist aber noch gar nichts von Lavater selbst, dieser einzigartigen Persönlichkeit, gesagt, und es wäre auch vermessen, in einigen Zeilen auch nur andeuten zu wollen, wozu die Verfasserin ein halb Hundert Seiten benötigte. Man kann dieses zerrissene, fanatisch sich in Liebe, Güte, Gerechtigkeit verzehrende Leben Lavaters, den Tausende bejubelten,

Tausende verhöhnten und nur wenige verstanden, der für die Freiheit ebenso mutig kämpfte wie für seinen unglücklichen Wunderglauben, der als einziger in der Schweiz die Stimme gegen Napoleon und das Direktorium zu erheben wagte, der ein Leben lang von ärgsten Zweifeln gemartert wurde und doch glaubte wie kein Sterblicher je geglaubt hat — man kann dies Leben nur miterleben und miterleiden. Und hat man unter der sichern Führung von Mary Lavater-Sloman diesen Leidensweg zu Ende geschritten, und steht noch zutiefst ergriffen von all dem Geschauten, dann bleibt nur noch die eine Frage: muß immer die eine Waagschale sinken, wenn sich die andere in die Höhe erhebt, muß ein Genie des Herzens, der Liebe, der Güte und der Gerechtigkeit immer auch, in einem andern Lebensraum, ein — Tor sein? „Bin ich nun Genie oder Narr?" hat sich Lavater selbst gefragt, als wieder einmal die halbe Welt ihn wegen seines unseligen Wunderglaubens verhöhnte. Vielleicht bestand sein Torsein darin, daß er nur das „Liebe deinen Nächsten" erkannte und nicht das „wie dich selbst"; denn sich selbst kasteite er. Ein Vorläufer Auguste Comtes, dessen „Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst" Max Scheler als Barbarisierung des Christentums deutete. Damit ist auch Lavater gezeichnet, und mit ihm alle Asketen, „Altruisten", „Menschheitsschwärmer"; denn sie vermessen sich, Christus sein zu wollen. Doch nur Gottes Sohn war die völlige Hingabe beschieden — dem Menschensohn bleibt immer noch das „wie dich selbst", das ihn, übersteigert er es zum „mehr als dich selbst", unweigerlich zum belächelten und bemitleideten Schwärmer stempelt. Doch uns gebührt nicht zu richten, um eine Lebensfrage reicher können wir bloß für uns das Rätsel jener Waagschale zu lösen suchen.

*

Es sei an dieser Stelle auch noch dankbar der Bemühungen der Herausgeber einer „Reihe Schweizer Volksspiele" gedacht, die uns in einem von **Willy Bremi** verfaßten Schauspiel: **„Johann Caspar Lavater"** (Verlag von Tschudi & Co., Glarus) einen Ausschnitt aus Lavaters Leben in schlichter und eindrücklicher Weise dramatisiert vorlegen. Ein gesunder Humor belebt zeitweilig das ernste Spiel und läßt es so besonders für Aufführungen auf Laienspielbühnen als geeignet erscheinen. Die Gestalt Lavaters ist äußerst glücklich in wenigen Zügen in ihrer ganzen Gespaltenheit gezeichnet, da in dem Spiel jene bezeichnende Stelle mit dem „Wunderknaben" Hermann vor Augen geführt wird, der, als Bote Christi verehrt, sich schließlich doch als Gassenjunge entpuppte. (Wer weiß, ob George nicht dasselbe Schicksal geblüht hätte, wenn Maximin nicht gestorben wäre.) Wir sind Willy Bremi dankbar für die saubere und dramatisch wirksame Gestaltung, die uns den echten Lavater ebenso vermittelt wie Mary Lavater-Slomans Biographie.

ak.

J. Eugster und V. Heß: Weltraumstrahlung und ihre biologische Bedeutung. Orell-Füßli, Zürich.

Dieses durch seine Klarheit und seine Pionierarbeit begeisternde und durch das behandelte Sujet interessante Buch wird durch ein Vorwort von Prof. Scherrer eingeleitet. Wissenschaftlich dieses Werk zu würdigen ist nur einem Forscher gestattet, und um diese wissenschaftliche Würdigung auszusprechen, ist ja gerade Herr Prof. Scherrer einer der Berufensten.

Eine zusammenfassende Arbeit über die kosmische Raumstrahlung liegt vor uns. Eigene und fremde Forschung koordinierte der Verfasser zu einem harmonischen Ganzen und legte die Forschungsergebnisse in leicht verständlicher Form in diesem Buche fest.

Arbeiten über die Strahlen selbst und deren korpuskulären Charakter, die zuerst für -Strahlen gehalten wurden, sich dann aber als etwa zehnmal durchdringender erwiesen, Arbeiten über die Strahlenmessung, Studien über ihre biologische Wirkung auf Wachstum und maligne Neubildung

an Organismen geben ein eindrucksvolles Bild der Strahlen und ihrer Wirksamkeit. Tabellen und bildliche Darstellungen erlauben eine bessere Deutung der Versuchsergebnisse. Besonders einleuchtend und überzeugend ist die experimentelle Fragestellung, die oft ein eindeutiges Versuchsresultat zu erhalten gestattete.

Das Werk liest sich wie ein Roman; für einen naturwissenschaftlich etwas gebildeten Laien ist es eine Freude, zu erleben, wie er mit dem geringen Werkzeug seines Wissens weiter in ein Spezialgebiet einzudringen, in einer neuen, von wenigen gekannten Welt Fuß zu fassen vermag. Hoch zu schätzen ist die Zusammenarbeit verschiedener Forscher zur Förderung eines gemeinsamen wissenschaftlichen Werkes. Dies gibt dem Buche auch das Gepräge einer seltenen Universalität in der Beziehungsetzung der Raumstrahlung zu den einzelnen Naturwissenschaften. Das Zusammenwirken ist umsomehr zu begrüßen, als das Buch in der Vorkriegs- und sogar in der Kriegszeit selbst entstand und trotz politischer Hemmnisse in der Welt über die Landesgrenzen hinaus ein gemeinsames Schaffen im Dienst der Wissenschaft verwirklichte. H. K. v. R.

MITTEILUNGEN

Es findet vom 11. bis 13. April 1942 in Lugano eine schweizerische Hochschultagung statt. Um auch andern Kommilitonen den Besuch dieser Hochschultagung zu ermöglichen, hat der Kleine Studentenrat beschlossen, Studierenden der Universität die Hälfte der dreitägigen Festkarte zu zahlen (Karte Fr. 24.—).

Kommilitonen, die die Tagung besuchen wollen, mögen sich auf dem Sekretariat der Studentenschaft melden.

Der Kleine Studentenrat.

Berichtigung: In der Rezension von Dr. B. Fenigstein „Französische Sprachlehre für Ärzte, Zahnärzte und ärztliches Personal" der letzten Nummer ist der Preis falsch angegeben. Der richtige Preis beträgt Fr. 5.—.

VERBAND DER SCHWEIZERISCHEN STUDENTENSCHAFTEN

Federazione Goliardica Ticinese

Schweizerische Hochschultagung in Lugano, 11.—13. April 1942

unter Mithilfe der Schweizerischen Hochschulen,
des Staatsrates des Kantons Tessin und der Stadtgemeinde Lugano.

Programm:

Samstag, den 11. April 1942:

15.00 Begrüßung der Teilnehmer.
16.00 Prof. Dr. Lorenz, Fribourg: „Wirtschaftliche Neuordnung der Schweiz".
17.00 Oberst Oscar Frey: „Die Schweizer Wehrkraft im modernen Krieg".
18.00 Freie Diskussion.
19.45 Bankett.
21.00 Ball der Federazione goliardica ticinese.

Sonntag, den 12. April 1942:

Katholischer Gottesdienst.
Protestantischer Gottesdienst.

10.00 Dr. E. Fueter: „Wissenschaftliche Forschung und nationale Existenz".
11.30 Dr. G. Calgari: „Vita culturale e universitaria nel Ticino".
12.30 Mittagessen.

Nachmittags: Freier Ausgang, kleinere Exkursionen.

19.30 Nachtessen.
21.00 Fackelzug.

Montag, den 13. April 1942:

09.30 Prof. Dr. Horsch, Genf: „La dépopulation suisse et l'avenir du recrutement intellectuel".
10.30 Prof. W. Rappard, Genf: „La suisse de toujours".
11.30 Freie Diskussion.
13.00 Mittagessen.
14.30 Schlußansprache und Kranzniederlegung vor dem Monumento dell'independenza.
14.41 Abfahrt der Teilnehmer aus der Westschweiz.
16.38 Abfahrt der übrigen Teilnehmer.

Die Vorträge finden statt in der Sala del Municipio.

Teilnahmebedingungen.

Tagungskarte: alles inbegriffen (von Samstag 15.00 bis Montag) Fr. 30.—.

Anmeldungen nehmen die Studentenschaften entgegen, wo Programme aufliegen und die weiteren Auskünfte erteilt werden.

Bahnvergünstigungen: Die SBB wird voraussichtlich die Sonntagsbillette noch ausgeben (Hinfahrt und Rückfahrt). Sonst werden die Studentenschaften Kollektivbillette zusammenstellen. Wer längere Zeit im Tessin bleiben will, benütze das Ferienabonnement der SBB.

AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH

Der ASVZ gibt folgende vier wichtigen Mitteilungen bekannt:

1. **18. Schweiz. Ski-Hochschulmeisterschaften 1942 in Zermatt.** Die vom SAS durchgeführten 18. Schweizerischen Ski-Hochschulmeisterschaften finden vom 13. bis 15. März 1942 in Zermatt statt. Teilnahmeberechtigt sind u.a. alle an schweizerischen Hochschulen immatrikulierten Studenten und Studentinnen sowie die an ausländischen Hochschulen immatrikulierten Schweizerbürger und -bürgerinnen. — Der Start erfolgt ausschließlich im Namen der Hochschule. — Die Meisterschaften umfassen den **Langlauf,** den **Sprunglauf, Abfahrt** und **Slalom.** — Die Hotels von Zermatt gewähren den Teilnehmern an den Meisterschaften einen ermäßigten Pensionspreis von Fr. 10.— pro Tag, exklusive Bedienung. — Allen ordnungsgemäß gemeldeten Teilnehmern wird durch die Meldestelle die offizielle Ausweiskarte zugestellt, die als Legitimation gegenüber den Bahnen und Hotels dient und zu freiem Eintritt bei allen Veranstaltungen während der Rennen berechtigt. Die aktiven Teilnehmer an den Rennen, die im Besitze der offiziellen Ausweiskarte sind, können die Hin- und Rückreise nach Zermatt mit einem gewöhnlichen Billett einfacher Fahrt ausführen; diese Vergünstigung gilt für die vom 19. bis 16. März gelösten Billette einfacher Fahrt. Die Rückreise mit diesen Billetten darf frühestens am 13. März nach den Abfahrts-

rennen erfolgen und muß spätestens am 16. März beendet sein. Der Schnellzugszuschlag ist für die Hin- und Rückfahrt voll zu bezahlen.

Das ausführliche Programm kann bei den Sekretariaten des Verbandes der Studierenden an der ETH und der Studentenschaft der Universität Zürich sowie in der Sprechstunde des ASVZ und beim SAS-Sekretariat Zürich, Bleicherweg 10, Tel. 5 85 80, bezogen werden.

Anmeldungen haben schriftlich bis spätestens am 25. Februar 1942 an den ASVZ, Zürich, ETH, Zimmer 47a, zu erfolgen und müssen enthalten: Name, Vorname, Geburtsjahr, Hochschule, Fakultät, Klasseneinteilung und genaue Wohnadresse.

2. Die ebenfalls vom SAS organisierte und im Anschluß an die Schweizerischen Ski-Hochschulmeisterschaften stattfindende Zermatter Tourenwoche vom 16. bis 22. März 1942 ist nur für ganz geübte Skifahrer bestimmt. **Anmeldungen:** Täglich, von 11.00 Uhr bis 12.00 Uhr, in der Sprechstunde des ASVZ, Zimmer 47a des Hauptgebäudes der ETH, **bis spätestens am 28. Februar 1942.**

3. Der ASVZ wird in der ersten Märzwoche 1942 neben dieser vom SAS durchgeführten Tourenwoche ein weiteres Skilager an einem noch nicht bestimmten Orte organisieren. Dieses Skilager gelangt jedoch nur bei genügender Beteiligung **(mindestens 12 Einschreibungen)** zur Durchführung. **Anmeldungen** können in der Sprechstunde des ASVZ **bis spätestens am 21. Februar 1942** erfolgen.

4. Das laut Turn- und Sportprogramm des ASVZ für das Wintersemester 1941/42 vorgesehene Leichtathletiktraining für Fortgeschrittene, jeden Freitagabend, von 18.15 Uhr bis 19.15 Uhr, im Sihlhölzli, Turnhalle B, wird während der diesjährigen akademischen Frühjahrsferien stattfinden.

Redaktionsschluß: 2. April 1942. Zusendungen ohne Rückporto werden nicht beantwortet.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student": Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstraße 48, Zürich 2, Tel. 5 73 72, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Für den Inseratenteil verantwortlich:
Max Gloor, Künstlergasse 15, Zürich 1.

Gediegene

der Studierende beim Verlag des „Zürcher Student"
Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG.
Zürich 7 Wolfbachstr. 19 Telephon 2.35.27

COIFFEUR GUT

Fachgeschäft für feinen Service

HERREN Salon DAMEN
6 Plätze 3 Kabinen

Niederdorfstr. 74 (Nähe Central)

Studierende 20 % Rabatt auf Servicepreise

Goldschmied
W. Frotz
Limmatquai 94

TRAURINGE
SCHMUCK
BESTECKE
GESCHENKE
Studierende 5 % Rabatt

RISTORANTE LEONECK

G. Bracchini-Piccoli

Ital. Spezialitäten aus Küche und Keller. Essen nach der Karte und im Menu. - Ermäßigung im Abonnement. - **Treffpunkt der Studenten.**

Kollegienhefte, Ringbücher
Schreib- und Zeichenartikel
kaufen Sie vorteilhaft
im altbekannten Spezialgeschäft

G. MOSER

ZÜRICH 1, Hirschengraben 3
Telephon 2 14 87 (Ecke Rämistr.)

STUDENTEN-MÜTZEN

E. FREIMÜLLER, Mützenfabrik

Stampfenbachstraße 17 (Kaspar Escherhaus)
Hüte, Cravatten, Hemden, Stöcke
Studierende 5 % Rabatt

Herren- u. Damen-Salon Z. Rieger

Universitätstraße 58 / Telefon 8.15.55
Der Coiffeur für Studenten

Chem. Reinigungsanstalt und Färberei **Henzel** *reinigt färbt und bügelt*
Telephonieren Sie 72055/56 Unser Auto holt es ab

Amerikanische Reinigung von Anzügen Fr. 6.90

E. Baumann - Zürich

Nordstraße 41 Telephon 8.03.06

Blumengeschäft · Gärtnerei

Diplomarbeiten

druckt fachmännisch und zu günstigen Konditionen
die Druck- und Verlagsanstalt

Calendaria AG. Immensee

Tel. 6.12.41 Vertreter jederzeit zu Diensten

Tisch-Tennis Studierende 20% Ermäßigung

Billards, Fußball, Schießstand etc.

Spiel-Salon RUDENPLATZ 4 (Limmatquai 42)

Durchgehend geöffnet Eintritt frei

Photo-Bleyer

ZÜRICH, Bahnhofstr. 106

Beste Bild- und Pass-photos

MAROKKO

Die originelle Sehenswürdigkeit in Zürich

Einzig in der Schweiz

Rämistr. 31

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in der Reitanstalt Seefeld.

Leitung: Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Manz & Co., Zähringerstr. 24, Zürich 1

Spezial-Haus für Confitüren - 26 Sorten

A. Z. (Zürich) Herrn / Fräulein st

Tit. Zentralbibliothek, Predigerplatz
Zürich

Winterthur leben

„Winterthur" Lebensversicherungs-Gesellschaft

Instrumentarien und Materialien für

Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin. Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztlichen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie

A. KOELLIKER & Co. A.G. ZÜRICH

BASEL BERN LAUSANNE ST. GALLEN